

Tobias Roscher, Karolin Reinhold,
Stefan Kausch (Hrsg.)

Sambaabende, Asyldebatte und Interkulturalität in Leipzig

*Eine europäische Stadt in der
'Welt nach dem Kolonialismus'*

AG Leipzig · postkolonial

ENGAGIERTE
WISSENSCHAFT e.V.

Rosa Luxemburg
ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG
SACHSEN e.V.

Einleitung 4

Othering und Exotismus

Auf Entdeckungsreise: Das koloniale Erbe des Leipziger Zoos heute
Theresa George ————— 10

Von der Ernst-Hasse-Straße in Leipzig zum Schanzenweg in Windhoek:
auf kolonialen Spuren in der Hauptstadt Namibias / *Kathleen Rahn* ————— 18

Süßer Exotismus in Leipzig? Schokolade kolonial und postkolonial –
zwischen Kaiserreich und DDR / *Swen Steinberg* ————— 32

pädagogische Aspekte

Potenziale des Postkolonialismus und regionaler Geschichtsdidaktik
für die Antirassismuserbeit / *Tobias Roscher* ————— 44

Verdammt lang her? Koloniale Spuren in Leipzig.
Ein mediengestütztes Projekt zur Historischen Bildung
Christoph Marx, Hendrik Domrös ————— 54

„AfrikaBilder - Rassismus im Kinderbuch“ – eine Spurensuche
Gertrud Selzer ————— 60

Blick nach Frankreich

Metropole und banlieues –
Zur Wiederkehr und Gegenwart kolonialer Ordnungen in Frankreich
Marcus Otto ————— 68

Glossar 76

Impressum 82

Alltagsrassismus in Vergangenheit und Gegenwart

Karolin Reinhold
Tobias Roscher

„Genießen Sie mit Freunden oder Kollegen einen afrikanischen Abend mit kulinarischen und kulturellen Genüssen im Zoo Leipzig. Erleben Sie eine Entdeckertour mit einem unserer Zoolotsen zur Einstimmung auf diesen afrikanischen Abend. Bei Erdmännchen, Angolalöwen, Hyänen erfahren Sie jede Menge Interessantes über die tierischen Bewohner des Schwarzen Kontinents. Vorbei an Säbelantilopen, Grévy-Zebras und Rothschildgiraffen erreichen Sie die Kiwara-Lodge. Hier werden Sie mit originalen Trommelklängen empfangen und genießen einen ersten erfrischenden Begrüßungsdrink von der Frucht des Marula-Baumes. Fremde Gewürze, exotische Früchte und landestypische Köstlichkeiten entführen Sie dann in die faszinierende Welt Afrikas. Eine Live-Band begleitet Sie mit afrikanischen Rhythmen durch den Abend. Authentischer Tanz und eine atemberaubende Feuershow verbreiten eine mystische Atmosphäre.“¹

Also nichts wie hin! Wir lehnen uns zurück und die Atmosphäre in der ‚stilechten‘ Kiwara-Lodge lässt das ferne und mystische Afrika vor unserer Haustür auferstehen. Wir können uns nach kürzestem Weg mitten in Afrika fühlen und die zuweilen furchterregenden Bilder

von Hunger und Krieg auf dem Kontinent vergessen! Klar hat Afrika auch seine ‚guten Seiten‘ und hier im Leipziger Zoo können wir sie ohne Risiko auskosten, herrlich! Diese aktuelle Ankündigung des Leipziger Zoo verspricht uns einen faszinierenden Ausflug in eine ganz andere Welt. Wir werden eingeladen, einen fremden Kontinent hautnah zu erleben. Das kann doch nicht so schlimm sein?

Bei genauerem Hinsehen wird jedoch deutlich, dass die Bilder, die bei einer solchen Veranstaltung gezeigt und geprägt werden, aus einer anderen Zeit kommen. So ist ein afrikanischer Abend in seinen Denkmustern und seiner Dramaturgie nicht weit von den Menschenschauen der Kolonialzeit entfernt, wie die folgenden beiden historischen Zitate eindrucksvoll zeigen:

„ZOO – Lippen-N*. Eisbären- und Elefanten-Dressur. Drollige Schimpansen. Große Konzerte. bei ungünstigem Wetter im Großen Festsaal. Planetarium: Vorführung: Sonntags 11 und 16 Uhr, Dienstags 16 und 20 Uhr“²

„Vom 11. Juli bis 29. Juli 1901: Ausstellung Samoa im Zoologischen Garten Leipzig [...] übertrifft an Originalität

FUßNOTEN

¹ vgl. http://www.zoo-leipzig.de/fileadmin/dateien/PDF/Ihre_Veranstaltung/Location_Kiwara_Lodge.pdf
² Annonce des Leipziger Zoos in der Leipziger Volkszeitung vom 23.08.1930.

Einleitung

und exotischem Reiz alles bisher auf diesem Gebiete Gezeigte. [...] Gesänge, wunderbar charakteristische Tänze, [...] Festliche Umzüge vor den hohen Häuptlingen mit Tänzen und Waffenspielen der jungen Krieger usw. usw. [...] Die „Ausstellung Samoa“ will den Besucher für kurze Zeit in jene sagenhafte Welt entrücken, die in Wirklichkeit zu schauen nur wenigen Glücklichen ver gönnt ist. Die Ausstellung Samoa wird dem deutschen Volke Gelegenheit geben, sich davon zu überzeugen, wie unsere neuesten Landsleute aussehen, wie sie leben und was sie treiben in ihrer fernen Heimath.“³

Bis heute bestimmt eine komplizierte Mischung aus Faszination und Angst unseren Blick auf Menschen, die wir anderen Kulturen zurechnen, auf vermeintlich ‚Fremde‘. Aussagen, wie sie in der gegenwärtigen Asyldebatte von Gegner_innen der dezentralen Unterbringung von Flüchtlingen vorgebracht werden, zeugen von solchen Ängsten (hier konkret die Furcht, die Flüchtlinge könnten durch das Ausleben ihrer Gewohnheiten den „sozialen Frieden“ zerstören)...

„Das tausendjährige Wahren besitzt noch heute einen malerischen alten Ortskern mit dörflichen Siedlungsstrukturen. Die Bürgerinitiative Wahren setzt sich für den Erhalt Wahrens und umliegender Ortsteile als historisch gewachsenes Wohngebiet mit homogener sozio-kultureller Bevölkerungsstruktur ein.“⁴

... und haben gewiss wesentlich problematischere Konsequenzen für die hier lebenden Menschen aus Afrika, Asien oder den Amerikas als ein Sambaabend im Zoo. Beide Beispiele sind jedoch zwei Seiten desselben ‚postkolonialen Rassismus‘ und stellen zentrale Entwicklungsziele der Stadt Leipzig, deren Erfüllung laut Kommunalen Gesamtstrategie die Kommune zu einem „Ort der Vielfalt“ werden lassen soll, vor große Herausforderungen...

„Aufklärung über und Zurückdrängen von Ideologien der Ungleichwertigkeit. Stärkung von Integration und Teilhabe von Migrantinnen und Migranten.“⁵

Es greift aus Sicht der Herausgeber_innen zu kurz, den „besorgten Bürger_innen“ in Wahren oder Schönefeld ihre Ängste vor der Nachbarschaft zu Flüchtlingen dadurch zu nehmen, dass ihnen Statistiken vorgelegt werden, die belegen sollen, dass die Kriminalität im Stadtviertel mit dem Zuzug dieser Menschen nicht steigt. Die Gründe für solche Ängste liegen tiefer und weisen Parallelen zu der rassistischen Faszination für tanzende Afrikaner_innen im Zoo auf.

Die vorliegende Broschüre erkundet deshalb, wie aktuelle stadtpolitische Debatten und bundesweite Auseinandersetzungen zu Rassismus und Mehrheitsgesellschaft mit dieser Vergangenheit zusammenhängen. Zahllose soziologische, demografische, geschichtswissenschaftliche etc. Studien liegen vor, um Erklärungen und Auswege aus Ausländer_innenfeindlichkeit, Rassismus und Diskriminierung

Alltagsrassismus in Vergangenheit und Gegenwart

und fragt, welche Parallelen zwischen den eingangs erwähnten Veranstaltungen und historischen Völkerschauen bestehen und was es bedeutet, wenn ‚fremde‘ Kulturen in einen engen Zusammenhang mit ‚exotischer‘ Natur gestellt werden. Der Blick auf und der Genuss des ‚Exotischen‘ ist auch Gegenstand von Swen Steinbergs Analysen über die historische Leipziger Schokoladenindustrie. Er betont besonders den verkaufsfördernden Werbeeffect, der mit der Darstellung ‚orientalischer Motive‘ auf Schokoladenprodukten erzielt wurde. Kathleen Rahn unternimmt den Versuch, durch einen kritischen Rundgang durch das heutige Windhoek im ehemaligen Deutsch-Südwest-Afrika (heutiges Namibia) aufzuzeigen, welche unzeitgemäßen Bilder und kolonial-romantischen Verirrungen Deutsche aus dem beliebten Tourismusziel mitbringen, anstatt ein Bewusstsein für heutige Formen von kolonialistisch unterlegtem Rassismus zu entwickeln.

Der zweite Abschnitt der vorliegenden Broschüre geht Fragen und Ideen nach, wie das Wissen um die koloniale Vergangenheit der Stadt pädagogisch bzw. didaktisch eingesetzt werden kann, um heutigen rassistischen Vorurteilen entgegen zu treten.

Die hier versammelten sieben Beiträge laden ein, genauer hinzuschauen. Sie gehen von wenig präsenten oder vergessenen Spuren der Kolonialzeit aus, die in Leipzig und über die Stadtgrenzen hinaus vorhanden sind, fordern auf diese wahrzunehmen und sich mit ihnen kritisch auseinanderzusetzen. Die ersten drei Texte machen beispielhaft deutlich, welche Bedeutung der historisch entstandene und noch heute relevante Blick auf ehemals in (deutschen) Kolonien lebende Menschen gegenwärtig für die Bürger_innen dieser Stadt hat.

So greift Theresa George das Thema Zoo auf

FUßNOTEN

3 Textbausteine eines Flugblattes für die „Ausstellung Samoa“ der Gebrüder Marquardt 1901 im Zoologischen Garten Leipzig.

4 Offener Brief der Bürgerinitiative Wahren.

5 <http://www.aktionsplan-leipzig.de/files/v-ds-996-text.pdf>, S. 10f.

Einleitung

Christoph Marx und Hendrik Domrös erkunden in dem Beitrag *Verdammt lang her? Koloniale Spuren in Leipzig*, inwiefern ein von ihnen durchgeführtes mediengestütztes Projekt zur historischen Bildung Schüler_innen an Geschichte heranführen kann und diese dazu anregt, sich kritisch mit der Kolonialgeschichte auseinanderzusetzen.

Am Beispiel der Darstellung Afrikas und der dort lebenden Menschen nimmt Gertrud Selzer den offenen und versteckten Rassismus in deutschen Kinder- und Jugendbüchern unter die Lupe. Sie zeigt, wie sich die ‚große‘ nationale Politik auch im scheinbar unpolitischen Kinderbuch niederschlägt. Die Ankündigung des Thienemann-Verlages, das N-Wort aus dem Kinderbuch „Die kleine Hexe“ von Otfried Preußler zu streichen, löste Ende 2012 eine heftige pro- und contra-Debatte aus. Die einen schworen auf die Unveränderbarkeit von Literatur, die anderen begrüßten die Streichung eines offensichtlich rassistischen Begriffes. Vor allem aber machte die Debatte um das N-Wort deutlich, wie aktuell und vor allem deutungsmächtig koloniale Afrikabilder heute noch sind. Insofern ist Selzers Beitrag eine Einladung, sich mit den Afrika-Bildern im eigenen Kopf zu beschäftigen.

Tobias Roscher stößt mit seinem Beitrag die Diskussion an, um welche Elemente die antirassistische Präventions- und Aufklärungsarbeit in Leipzig zu ergänzen wäre, wenn sie sich das Wissen um den kolonialgeschichtlichen Hintergrund von Rassismus zu Nutzen machen möchte. Leipzig ist zwar ‚postkolonial‘ (eine Stadt in der Zeit ohne Kolonien), aber das Menschenbild, das dem Kolonialis-

mus zu Grunde lag (also auch die Deutschen vor der Errichtung von Kolonien prägte) und Menschen je nach Aussehen und/oder kulturellen Merkmalen ordnete, bewertete und für bestimmte Zwecke einsetzte, kennzeichnet nach wie vor das Verhalten vieler in Alltagssituationen.

Das letzte Kapitel bietet einen Exkurs über die Leipziger Stadtgrenzen hinaus zur Bedeutung des Postkolonialismus in Gegenwartsstädten der (ehemaligen) kolonialen Großmacht Frankreich. Marcus Otto beschäftigt sich mit der Wiederkehr und Gegenwart kolonialer Ordnungen in der französischen Gesellschaft. Dabei schlägt er den Bogen von der Geschichte der kolonialen „grande nation“ (großen Nation) bis zu den Unruhen in den heutigen banlieues, den französischen Vorstädten. Er zeigt, welche gravierenden Konsequenzen die stadträumliche Trennung von Menschen mit und ohne kolonialhistorisch bedingtem Migrationshintergrund haben kann.

Am Ende des Heftes findet sich ein Glossar, das einige zentrale Begriffe erläutert, die das Verständnis der Beiträge erleichtern können. Dort findet sich auch ein Hinweis zu unserem Umgang mit rassistischen Begriffen, die in der Öffentlichkeit aber auch im privaten Gebrauch zuweilen immer noch Verwendung finden, um Menschen aus ehemaligen Kolonialgebieten zu benennen.

Wer sich weiter über die kolonialgeschichtlichen Elemente der Leipziger Stadthistorie informieren möchte der/die ist herzlich eingeladen, auf der Webseite der AG Leipzig post-

Alltagsrassismus in Vergangenheit und Gegenwart

kolonial (www.leipzig-postkolonial.de) weiterzulesen.

Abschließend sei hier noch den beiden Trägern gedankt, die diese Broschüre finanziell

(Rosa-Luxemburg-Stiftung Leipzig) und institutionell (Engagierte Wissenschaft e.V.) ermöglicht haben.

Auf Entdeckungs- reise:

*Das koloniale Erbe des
Leipziger Zoos heute*

Theresa George

Von der Selbstverständlichkeit in den Zoo zu gehen

Als Kind unternahm ich mit meinen Geschwistern, Eltern und Großeltern gelegentliche Ausflüge in den nahe gelegenen Zoo. Ich erinnere sie als schöne gemeinsame Stunden, in denen wir an der frischen Luft von Gehege zu Gehege flanierten und verschiedene Tiere kommentierten. Im Parkcafé bekamen wir ein Eis. Und manchmal trafen wir auf befreundete Familien, die die gleiche Idee gehabt hatten. - Warum, frage ich mich heute, erschien es uns so selbstverständlich, in den Zoo zu gehen?

Um über Zoos nachzudenken ist es wichtig, sie nicht als selbstverständliche Einrichtungen zu betrachten. Sie sind zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt, aus sehr bestimmten Gründen entstanden. Darüber, wie sie gestaltet und organisiert wurden, lässt sich viel über die hiesige Kultur und Geschichte erfahren. Mehr vielleicht als über unbekannte Tiere und Pflanzen.

In Leipzig eröffnete Ernst Pinkert am Pfingstsonntag 1878 den achten Zoologischen Garten Deutschlands und lag damit im Trend der Zeit (vgl. Schneider 1953: 8). Für die Beschaffung der Tiere konnte er unter anderem auf seine Freundschaft mit Carl Hagenbeck zurückgreifen. Der Hamburger handelte mit Tieren aus aller Welt, die im Hafen als Kolonialwaren ankamen (vgl. Thode Arora 1989: 8ff). Ob als Jagdtrophäe oder Expeditionsertrag, ihre Beschaffer bedienten sich der Inf-

rastruktur, die europäische Kolonialmächte *in situ* geschaffen hatten. In der Regel starben die Tiere im Zoo aber schnell und der Nachschub musste mühsam garantiert werden. Schließlich bekam die Vorstellung, dass die Natur – also die Kolonien – unermesslich reich und ausbeutbar sei, gegen Ende des 19. Jahrhunderts erste Risse. Dass es zu so zahlreichen Zoo-Gründungen kam, lässt sich nicht allein mit der kolonialen Expansion, Urbanisierung oder der Faszination am Exotischen erklären. Auch die aufstrebenden Wissenschaften spielten eine entscheidende Rolle. Sie waren die treibende Kraft für die Eröffnung des *Jardins des Plantes* 1793 in Paris, der das Ende der fürstlichen Menagerien einläutete. Die naturwissenschaftliche Forschung und die Akklimatisierung nicht heimischer Tierarten waren fortan die vordersten Ziele. Dies spiegelte sich nicht zuletzt in der Anordnung der Käfige wider, die möglichst vollständige Tierreihen in taxonomischer Folge aneinander reihten (vgl. Schneider: 39). Auch in Leipzig kann diese frühe Zoo-Architektur bis heute in den historischen Gebäuden des sogenannten *Gründergartens* besichtigt werden. Allerdings verfolgte Ernst Pinkert mit der Zoo-Gründung zunächst „vornehmlich kaufmännische Ziele“. So sorgten neben den Tieren eine Rollschuhbahn, Konzerte, Feuerwerkskünstler, Akrobaten, Dressurgruppen u.v.m. für Unterhaltung. Erst einige Jahrzehnte später wurde auch hier die Deklaration des Zoos als Volksbildungsstätte immer expliziter (vgl. Gebbing 1928: 23ff.). Bis heute sind Zoos beliebte Ausflugsziele und – von einigen Tierschützer_innen einmal ab-

Othing und Exotismus

gesehen – von breiter Kritik verschont. Die ursprüngliche Motivation für Zoologische Gärten, nämlich die Welt zu vermessen, sie zu ordnen und zu erklären, wird kaum hinterfragt. Dieser Drang erscheint uns vielmehr als universelles menschliches Verlangen. Doch die Welt zu erforschen, unterlag keinem Selbstzweck, sondern zielte letztlich auch auf ihre Kontrolle und Ausbeutung ab. Anders formuliert, bedingten Kolonialismus und Wissenschaft an vielen Stellen einander. Dass diese Verbindung vielen Zoo-Gästen zunächst weit hergeholt vorkommen mag, könnte damit zusammen hängen, dass Zoos mittlerweile andere Funktionen erfüllen sollen. Ein weiterer Grund ist vielleicht, dass Kolonialismus in deutschen Geschichtsbüchern kaum eine Rolle spielt. Obwohl auch hierzulande – unabhängig von Größe und Dauer des Kolonialreichs selbst – eine vom Kolonialismus geprägte Kultur bis heute gepflegt wird.

Ohne Gewehr auf Safari!

Bei einem Besuch im Zoo Leipzig wurde ich Zeugin, wie ein Schimpanse unter Gebrüll plötzlich gegen die Scheibe seines Geheges schlug und das Glas zum Bersten brachte. Ebenso schnell zog er sich wieder zurück und saß reglos, scheinbar beruhigt, in einiger Entfernung. Einige Kinder begannen zu weinen und ihre Eltern – selbst erschrocken – versuchten, den Vorfall herunter zu spielen und die eigentliche Liebeshwürdigkeit des

Tieres zu beschwören. - Was ging in diesem Moment außer der Scheibe zu Bruch?

Im Leipziger Zoo wird heute kaum ein Besucherblick dem Zufall überlassen: Der „Zoo der Zukunft“ ist bis ins Detail geplant und einer Dramaturgie unterworfen. Das Konzept soll den Entdeckergeist der Gäste aktivieren und verspricht ein Abenteuer, das sicherer und kontrollierter allerdings nicht sein könnte. Auf Flugblättern wird mit Tropenhelm tragenden „Zoo-Lotsen“ geworben, die im „Safari-Büro“ gebucht werden können und gegen Bezahlung mit den Gästen „Die ganze Welt entdecken“¹. Ein koloniales Rollenspiel also, das – laut Zoo-Marketing – der Sensibilisierung für Natur- und Umweltschutz dient. Der Leipziger Zoo-Direktor Jörg Junhold beschreibt den „Zoo der Zukunft“ wie folgt:

„Simulierte Lebens- und Kulturräume ermöglichen eine [...] anspruchsvolle, artgemäße Tierhaltung und schaffen authentische Erlebniswelten für den Besucher.“

Mit unsichtbaren Absperrungen, begehbaren Gehegen und der technisch aufwendigen Nachbildung natürlicher Landschaften innerhalb wie außerhalb der Gehege sollen möglichst „Rilke-Panther-Effekte“ (Wiesner 2011: 173) vermieden werden.² Die Gäste sollen die Natur bewundern können, sich ihr verbunden fühlen und sie als schützenswert wahrnehmen. Auch werden die Tiere heute nicht mehr erjagt, sondern stammen aus anderen Zoo-Zuchtprogrammen. Sie haben mitunter

Auf Entdeckungsreise

Vom Menschenschauen

Auf einem Foto sehe ich folgendes: Ein Mann posiert lächelnd vor einem Käfig und lässt sich fotografieren. Er beugt sich leicht zu den zwei Menschen hinter den Gitterstäben. Sie trägt Bastrock und eine schwere Kette um den Hals; er einen imposanten Federkopfschmuck und ein aztekisches Gewand.

Wie in klassischen Zoo-Situationen sehen wir auch auf dieser Fotografie zwei klar getrennte Sphären: einerseits das schauende, zivilisierte Publikum außerhalb des Käfigs - Andererseits die angeschauten „Wilden“ hinter Gittern. Diese Anordnung rechnet die „Fremden“ eher der Natur zu, während das „Eigene“ eher zur Kultur zu gehören scheint. Die Fotografie zeigt aber auch, dass sich dieser Unterschied nicht natürlich ergibt. Er scheint z. B. durch Gitterstäbe betont werden zu müssen, damit er nicht unterwandert wird.

Das Foto wurde 1992 in Madrid aufgenommen. Die zwei Menschen im Käfig sind die Künstler Coco Fusco und Guillermo Gómez-Peña, die ihre Performance anlässlich der Feiern zur 500-jährigen Landung von Christoph

ganz eigene physische und psychische Merkmale ausgebildet und müssen somit als echte Zoo-Tiere gelten (vgl. Wessely 2008: 163). Die Gäste schließlich tragen keine Gewehre bei sich, sondern gehen auf Foto-Safari.

Es scheint, als könnten Mensch und Tier in diesem „Garten Eden“ in Eintracht leben. Und aus dem Konsum dieser paradiesischen Zustände könnten glückliche Menschen hervorgehen (vgl. Meggle 2008: o. S.). Dieses Paradies wäre freilich schnell gefährlich geworden, hätte der Schimpanse in der eingangs beschriebenen Situation die Scheibe durchbrochen. In diesem Moment träte zu Tage, dass kein wesentlicher Unterschied zwischen dem „genüsslichen“ Anblick der gebändigten Raubkatzen im 19. Jahrhundert und dem heutigen Blick auf die Zoo-Savanne, auf der Zebras, Giraffen und Antilopen scheinbar in Eintracht mit den Hyänen leben, besteht. Beide Male stellen wir uns Natur als das Andere, Fremde vor. Mal gefährlich und wild. Mal romantisch und frei von Sünde. Immer aber faszinierend. Für beide Sichtweisen ist die Grundbedingung die gleiche: Wir beherrschen die Natur, können sie nach unseren Wünschen formen und dabei unsere Fortschrittlichkeit in aufwendigen Bauten demonstrieren.

FÜßNOTEN

1 Zitate aus Flugblättern der Reihe „Zoo Aktuell...“ der Jahre 2009-2011.

2 Die Wendung lehnt sich an das Gedicht Der Panther von Rainer Maria Rilke an, dessen erste Strophe ich nachfolgend zitiere: „Sein Blick ist vom Vorübergehen der Stäbe/ so müd geworden, daß er nichts mehr hält./ Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe/ und hinter tausend Stäben keine Welt.“ Vgl. Rilke 2003: 33.

Kolumbus in der Neuen Welt aufführten.³ Sie ist eine Reminiszenz an sogenannte Völkerschauen, die zwischen den 1870er und 1930er Jahren in Europa und den USA ein Millionenpublikum angelockt hatten. Allerdings bestärkte das Künstlerduo das Klischee, Menschen seien brutal verschleppt und in Käfigen präsentiert worden. Das entspricht nicht den historischen Inszenierungen dieser Schauen und verdeckt den Umstand, dass die Brutalität nicht nur in den Arbeitsbedingungen lag, sondern im ungenierten Angeschautwerden von einem nach Spektakel verlangenden Publikum. Durch diese Schauen entstanden populäre Rassismen und Stereotype, die uns bis heute vertraut sind.

Für Völkerschauen wurden „Menschen für mehrere Monate oder gar Jahre angeworben, um dem zahlenden Publikum auf ausgedehnten Tourneen oder an wenigen Gastspielorten als ‚typisch‘ erachtete Tätigkeiten ihrer Heimat zu demonstrieren“ (*Thode-Arora 1997: 20*). Trotz ihrer Inszeniertheit wurden sie als authentische, ethnografisch-wissenschaftliche Veranstaltungen beworben. Die Organisation und das Arrangement oblagen vorrangig den sogenannten Impresarios. Sie bestimmten Gestaltung und Länge des Programms, Art der zu tragenden Kleidung, Dauer der Tour-

nee, Behandlung bei Krankheit, Wohnunterbringung und Nahrung usw. Zwar wurden Verträge im Laufe der Zeit üblich, aber im Fall eines Verlustgeschäfts wurden sie meist nicht eingehalten (*vgl. Baleshzar 2009: 436ff*).

Im Leipziger Zoo fanden zwischen 1875 und 1931 über 40 Völkerschauen statt. Sie gehörten auf der extra dafür erbauten *Völkerbühne* von Anbeginn zum Unternehmen. Gastierte eine Gruppe im Leipziger Zoo, hatten die Teilnehmenden kaum Kontakt zur außerzoologischen Welt. Gelang es ihnen doch einmal auszubringen, blieben moralische Entrüstungen nicht aus. Nur bewacht und hinter Zäunen waren sie in Leipzig willkommen. Mit dem Abriss der *Völkerbühne* 1935 fanden die Schauen schließlich ihr symbolisches Ende (*vgl. Baleshzar: 435*). Die Propagierung der heimischen Tier- und Pflanzenwelt war von nun maßgebend und das Bedürfnis „Exoten“ anzuschauen, konnte durch aufwendige Kino-Inszenierungen besser und kostengünstiger befriedigt werden. Vielleicht besaß die Kino-Traumwelt auch den größeren, weil unverbindlicheren Charme? Die live-Situationen der Völkerschauen erwiesen sich nämlich immer wieder als unkontrollierbar. So wurden manche Völkerschaudarsteller_innen wie Popstars gefeiert oder die Ausgestell-

FÜßNOTEN

3 Ein Gespräch über die Performance mit beiden Künstler_innen findet sich online unter: <http://bombsite.com/issues/42/articles/1599>. [letzter Aufruf am 16.10.2013]

ten leisteten Widerstand gegen die ihnen zugedachte Rolle als kolonisierte „Fremde“. Die koloniale Ordnung war dementsprechend umkämpft und keineswegs sicher gewesen (*vgl. Kusser 2007: 316*).

Bis heute spielen „fremde“ Menschen im Leipziger Zoo eine Rolle. So werden auf Schautafeln und Hörstationen bestimmte Gruppen als besonders naturverbundene Völker angepriesen, die es zu schützen gelte. Andererseits erscheinen Lokalbevölkerungen als profitgierige Natursünder, die den Regenwald roden oder Flüsse mit Quecksilber vergiften. Sie müssen in speziellen Programmen mühsam sensibilisiert werden. In beiden Fällen bedarf es dem Engagement des Zoos und seines Publikums, um den Planeten zu bewahren.

Darüber hinaus stehen seit den 1990er Jahren

wieder vermehrt Sonderveranstaltungen im Zoo-Kalender. Dabei werden „fremde“ Kulturen quasi lebendig. Ob beim „Hakuna Matata Abend“ in „Afrika“, der „Noche de Fiesta“ in „Südamerika“ oder dem „Grillabenteuer im Urwaldorf“, Musik, Tanz und kulinarische Köstlichkeiten sind die Kernelemente einer jeden Veranstaltung. Wie nah oder fern die Parallelen zu den historischen Völkerschauen sind, müsste im Detail analysiert werden. Dennoch sollten wir uns fragen, was es generell bedeutet, „fremde“ Kulturen in engem Zusammenhang mit exotischer Natur zu stellen (*vgl. Glick-Schiller et al.: 2005*). Und welche Auswirkungen es haben kann, wenn Kinder das erste Mal ausgerechnet im Zoo mit afrikanischen oder indianischen Menschen in Kontakt treten.

LITERATUR

- Baleshzar**, Lydia (2009): Völkerschauen im Zoologischen Garten Leipzig 1879-1931. In: Deimel, Claus (Hg.): Auf der Suche nach Vielfalt. Ethnographie und Geographie in Leipzig. Leipzig: Leibniz-Institut für Länderkunde, S. 427-444.
- Bancel**, Nicolas/ Blanchard, Pascal/ Boetsch, Gilles (Hg.) (2004): Zoos humains. Aux temps des exhibitions humaines. Paris: Découverte.
- Baratay**, Eric/ Hardouin-Fugier, Elisabeth (2000): Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark. Berlin: Wagenbach.
- Bargatzky**, Thomas (1999): Naturvölker als Umweltschützer: eine moderne ökologische Fiktion. In: Hunold, Gerfried W./ Halter, Hans/ Lochbühler, Wilfried (Hg.): Ökologische Theologie und Ethik, Bd. 9. Graz; Wien; Köln: Verlag Styria, S. 880-885.
- Gebbing**, Johannes (1928): Geschichte des Leipziger Zoologischen Gartens. In: 50 Jahre Leipziger Zoo. Eine Festschrift. Leipzig: Selbstverlag des Zoologischen Gartens, S. 9-61.
- Glick Schiller**, Nina/ Dea, Data/ Höhne, Markus (2005): Afrikanische Kultur und der Zoo im 21. Jahrhundert. Eine ethnologische Perspektive auf das „African Village“ im Augsburg Zoo. Netzpublikation. Online verfügbar unter <http://www.eth.mpg.de/cms/en/people/d/mhoehe/pdf/africanZooVillage.pdf>
- Kusser**, Astrid (2007): Eigensinniges Material: Präsentation einer kolonialen Welt und ihre ambivalenten Effekte. In: Heyden, Ulrich van der/ Zeller, Joachim (Hg.): Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland. Erfurt: Sutton, S. 309-316.

- Legnaro**, Aldo (2004): Erlebnis. In: Bröckling, Ulrich/ Krasmann, Susanne/ Lemke, Thomas (Hg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 71– 75.
- Meggle**, Martin (2008): Die Tropendämmerung. Mutmaßungen zu einem unverwüstlichen Klischee. In: Kulturzeitschrift Humboldt 148 (1). Online verfügbar unter <http://www.goethe.de/mmo/priv/3394942-STANDARD.pdf>
- Mitchell**, Timothy (2002): Die Welt als Ausstellung. In: Conrad, Sebastian/ Randeria, Shalini/ Sutterlüty, Beate (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main; New York: Campus, S. 148–176.
- Nessel**, Sabine (2011): Das Andere Denken. Zoologie, Kinematografie und Gender. In: Zeitschrift für Medienwissenschaft 4 (1), S. 32-41 .
- Pollig**, Hermann/ Osterwold, Tilman (Hg.): Exotische Welten Europäische Phantasien. Stuttgart-Bad Cannstatt: Edition Cantz .
- Schneider**, Karl Max (1953): Vom Werden und Wandel des Leipziger Zoos in rund 70 Jahren. In: Schneider, Karl Max (Hg.): Vom Leipziger Zoo. aus der Entwicklung einer Volksbildungsstätte. Leipzig, S. 3–62.
- Thode-Arora**, Hilke (1989): Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen. Frankfurt am Main; New York: Campus.
- Thode-Arora**, Hilke (1997): Herbeigeholte Ferne. Völkerschauen als Vorläufer exotisierender Abenteuerfilme. In: Schöning, Jörg (Hg.): Triviale Tropen. Exotische Reise- und Abenteuerfilme aus Deutschland, 1919-1939. München: Text + Kritik, S. 19–33.
- Ulrikab**, Abraham (2007): Abraham Ulrikab im Zoo. Tagebuch eines Inuk 1880/81. Wesel: von der Linden.
- Wessely**, Christina (2008): Künstliche Tiere etc. Zoologische Schaulust um 1900. In: NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 16 (2), S. 153–182.
- Wiesner**, Henning (2001): Modernes Zoomanagement. In: Dittrich, Lothar/ Engelhardt, Dietrich von/ Rieke-Müller, Annelore (Hg.): Die Kulturgeschichte des Zoos. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung, S. 171–181.

FILM

Zoos humains (2002). Blanchard, Pascal/ Deroo, Éric (Regie). Video Betacam, 52 Min., Belgien, Deutschland, Frankreich (u. a.): Koproduktion von les Bâisseurs d'Images/ Cités Télévision/ Les Films du Village/ Arte France. Online verfügbar unter <http://www.achac.com/?O=67>

Von der Ernst-Hasse- Straße in Leipzig zum Schanzenweg in Windhoek

*auf kolonialen Spuren in der
Hauptstadt Namibias*

Kathleen Rahn

Sowohl in der Metropole einer deutschen Großstadt wie Leipzig als auch in der von 1884 bis 1914 kolonialisierten Peripherie des ehemaligen Deutsch-Südwestafrika (DSWA) lassen sich vielfach Spuren der deutschen Kolonialzeit entdecken. Die im Norden Leipzigs gelegene Ernst-Hasse-Straße ehrt noch heute den Namen eines der einflussreichsten Agitatoren zur Forcierung der deutschen Kolonialeroberung. Während seiner Tätigkeit als Vorstandsmitglied des Statistischen Amtes der Stadt Leipzig gründete Hasse (1846-1908) den „Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland“, welcher 1896 Teil der „Deutschen Kolonialgesellschaft“ wurde. Der Universitätsprofessor mit Schwerpunkt Statistik und Kolonialpolitik wurde Vorstandsmitglied dieser größten und bedeutendsten „pressure group“ der Kolonialpropaganda und forderte vehement einen „Weltmachtstatus“ für das Deutsche Kaiserreich ein (*Hasse 1897: 3*). Die Öffentlichkeit nimmt an diesem Straßennamen keinerlei Anstoß, sodass die Ernst-Hasse-Straße ebenso wie das Café Riquet - ein 1908 errichtetes Ladenlokal

des im Kolonialwaren-Geschäft tätigen Handelsunternehmens Riquet & Co. - oder der Kolonialstein am Völkerschlachtdenkmal eines der zahlreichen Zeugnisse des Kolonialismus in Leipzig bleibt.¹

Im Zuge meiner historiografischen Forschungsarbeit über Gefängnisse als Institutionen der deutschen Kolonialherrschaft, durch deren Analyse ein gleichsam verschärftes Abbild der von Rassismus, Zwangsarbeit und Gewalt, aber auch durch Handlungsspielräume der Insassen geprägten kolonialen Ordnung erkennbar wird, war es erforderlich, Dokumente der lokalen Verwaltungsebene der deutschen Kolonialherren vor Ort im Nationalarchiv Windhoek einzusehen. Bereits im Vorfeld der Reise fiel mir im Zuge meiner Recherchen auf, dass die hiesigen touristischen Informationen Wendungen wie „unafrikanisch“ und „Afrika für Anfänger“ in Bezug auf Namibia inflationär benutzten. Abgesehen vom Ärger darüber, was denn in den Augen der deutschen Tourismusindustrie angesichts der Vielfalt dieses Kontinents typisch „afrikanisch“ sein soll,

FÜßNOTEN

¹ Einen ausführlichen virtuellen Stadtrundgang auf den kolonialen Spuren in Leipzig bietet: www.leipzigpostkolonial.de.

² Die deutsche Schreibweise Windhuk wurde 1903 amtliche Bezeichnung der Hauptstadt der Kolonie Deutsch-Südwestafrika. Bei der aktuellen, seit 1918 offiziellen Schreibweise Windhoek handelt es sich um Afrikaans. Bezeichnenderweise lautet die offizielle Schreibweise des Auswärtigen Amtes noch heute anachronistisch Windhuk; siehe <http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Laenderinformationen/03-WebseitenAV/Uebersicht.html?nn=332342#doc332346bodyText6>; [zuletzt geprüft am 13.9.2013].

Othering und Exotismus

fragte ich mich, was mich 12.184 km entfernt von Leipzig, im subsaharischen Windhoek erwarten würde – vielleicht doch ein deutsch-tümelndes Windhuk?²

Tatsächlich: im ersten Moment begegnet Windhoek als beschauliche deutsche Kleinstadt, in welcher in der „Goethestraße“, „Grimmstraße“ oder „Bahnhofstraße“ (Abb. 1) wie selbstverständlich Wohn- und Geschäftshäuser im Barock- oder Jugendstil vorzufinden sind (Abb. 2). Mehrere Fachwerkhäuser mit ihren typisch steilen Dächern, deren ursprüngliche Funktion zur Abwehr großer Schneelasten im winterlichen Deutschland angesichts der durchschnittlichen Jahrestemperatur von ca. 19,4 Grad Celsius in Windhoek obsolet wurde, zeugen (bereits während der Kolonialzeit) von symbolträchtigen Reminiszenzen an die Heimat der deutschen Siedler (Abb. 3). Die vor einigen Jahren entbrannte Diskussion um die Umbenennung der kolonialen Straßennamen scheint 2013 wie vergessen: Tourist_innen flanieren über den Schanzenweg ebenso wie über die nach einem der deutschen Gouverneure von DSWA benannte Lindequiststraße und kaufen Wandteller mit der kaiserlichen

Reichskriegsflagge im rassistisch konnotierten Souvenirshop „Bushman-Art“ (Abb. 4). Anhand reaktionär gefärbter Veröffentlichungen der in Windhoek erscheinenden deutschsprachigen „Allgemeinen Zeitung“ wird klar, dass das koloniale Erbe eine einflussreiche Lobby hat: Vertreter_innen der deutschsprachigen Gemeinschaft (ca. 20.000 Personen) setzen sich für den Erhalt der „deutschen Kultur“ ein und werden dabei vom deutschen und namibischen Staat auf Grundlage eines bilateralen Kulturabkommens von 1991 unterstützt.³ Obwohl die deutsche Sprache im Zuge der Unabhängigkeit Namibias den Status einer Amtssprache verlor, ist die Sprache der ehemaligen Kolonialherren überall in Windhoek (ebenso in Swakopmund, Lüderitzbuch etc.) als Verkehrssprache präsent, da nicht nur Straßenschilder die Namen kolonialer Akteure tragen, der öffentlich-rechtliche namibische Hörfunk NDC ein deutschsprachiges Programm ausstrahlt, sondern außerdem über 5.600 Schüler an über 30 Schulen in Namibia Deutsch als Fremdsprache erlernen. Als eine von etwa 20 anerkannten Nationalsprachen genießt Deutsch eine besondere Förderung seitens der namibischen Regierung (Abb. 5).

FUßNOTEN

³ Unterstützt werden die Nachkommen der deutschen Kolonialisten nicht nur durch das „Kulturerhalt-Programm“ des AA (vgl. http://www.auswaertigesamt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/Namibia/Bilateral_node.html; [zuletzt geprüft am 14.9.2013]), sondern ebenso durch revisionistische Vereine wie das „Hilfskomitee Südliches Afrika“, in dem zahlreiche NPD-Funktionäre aktiv waren und sind; vgl. Antifaschistisches Infoblatt Nr. 98 (2013), S. 24f.



2

ABBILDUNGEN

Abb. 2 Geschäftshaus im Kolonialstil



6



7

ABBILDUNGEN

Abb. 6 Keine Maxime der Namibia-Deutschen

Abb. 7 Reiterdenkmal



4



5

ABBILDUNGEN

Abb. 4 Lindequiststraße

Abb. 5 Ein Beispiel der Omnipräsenz der deutschen Sprache



3



1

ABBILDUNGEN

Abb. 3 Fachwerkhäuser
Abb. 1 Bahnhofstraße

Die Zielgruppe der akkurat restaurierten Kolonialarchitektur, des deutschen Warensortiments in Form der berühmten Schwarzwälder Kirschtorte, des stets nach deutschem Reinheitsgebot gebrauten namibischen Biers, des „Rügenfisches“ aus der Dose, der deutschsprachigen Straßenschilder, der alljährlichen Veranstaltungen wie das importierte Oktoberfest etc. ist schnell ausgemacht: die über 80.000 deutschen Reisenden im Jahr sind bei weitem die größte Gruppe nichtafrikanischer Tourist_innen im Land und die Tourismusindustrie insgesamt besitzt eine herausragende Stellung im Rahmen des Dienstleistungsexports Namibias.

Fungierten die heimatlichen Zeugnisse während der Kolonialzeit vorrangig als Herrschaftsrepräsentanz/-legitimierung und Wahrung der eigenen „zivilisierten“ Kultur der deutschen Siedler in Abgrenzung zur Lebensweise der „unzivilisierten Eingeborenen“ DSWAs, so bedient deren heutiges Fortbestehen die überaus revisionistische Vermarktung durch die Tourismusbranche und das ‚Deutschtum‘ respektive die „nationale Identitätssicherung“ der noch verbliebenen Namibia-Deutschen (Abb. 6). Derzeit erfüllen nur noch wenige Gebäude wie der Bahnhof ihre ursprüngliche Funktion. Im ältesten noch erhaltenen Gebäude in Windhoek, der Alten Feste, befindet sich zurzeit das Nationalmuseum Namibias und ist somit historisches Monument als ehemaliges Fort der kaiserlichen Schutztruppen und Ausstellungszentrum für den heutigen Tourismus zugleich. Die dortige museale Darstellung bzw. Aufarbeitung der Geschichte

Namibias scheint vorrangig die Bedürfnisse der deutschen Besucher_innen zu befriedigen, indem die koloniale Vergangenheit von Spuren der Ausbeutung, Unterdrückung und rassistischer Diskriminierung regelrecht ‚reingewaschen‘ wird. So liest der Besucher in der offiziellen Begleitbroschüre des Namibischen Nationalmuseums, dass „auch etwa 100 Einheimische [...] zur Errichtung des Bauwerks beschäftigt (wurden)“ und es „besonders Frauen waren [...], die fröhlich viele der schweren Steine zum Bauplatz trugen“. Eine kritische Auseinandersetzung mit der repressiven Behandlung der indigenen Bevölkerung durch die deutschen Kolonialherren findet bis heute sogar in staatlichen Einrichtungen Namibias nicht statt. Ferner gibt es kein staatlich anerkanntes Denkmal für die namibischen Opfer des deutschen Genozids an den Herero und Nama (1904-1908).⁴ Stattdessen wird in jedem Reiseführer das „Reiterdenkmal“ (Abb. 7) an erster Stelle der zu besichtigenden Monumente in Windhoek angepriesen, das zu Ehren der gefallenen Schutztruppler errichtet wurde. Zu Recht muss die Statue als „Herrschaftsmal, das den politischen Machtanspruch des Deutschen Reiches über das „Schutzgebiet“ symbolisiert(e)“, klassifiziert werden, da ihre Errichtung „den ‚Eingeborenen‘ den nötigen Subordinationsgeist gegenüber der ‚rechtmäßigen‘ Obrigkeit“ einflößen sollte. (Zeller 2007: 775)

1919 verlor das deutsche Kaiserreich im Versailler Friedensvertrag sämtliche Kolonien. Damit endete jedoch keineswegs die koloniale Phase der Fremdherrschaft über Namibia;

letztlich wurde lediglich der Machtherr ein anderer: DSWA wurde als sogenanntes C-Mandat 1920 in die Verwaltung Südafrikas eingegliedert, sodass Namibia erst nach langen Jahren der neokolonialen Unterdrückung durch das Apartheidssystem 1990 seine staatliche Unabhängigkeit erlangen konnte. Die Kontinuität in der Fortführung der deutschen Kolonialherrschaft durch die von Apartheid geprägte südafrikanische Regierungsgewalt zeigt noch heute ihre Spuren in der Gesellschaft Windhoeks. Dem aufmerksamen Beobachter wird die schroffe Segregation der Bevölkerung, die sich städteplanerisch in der seit Ende der 1950er Jahren stattfindenden Ausgrenzung der Schwarzen im Township Katutura und der Coloured im Township Khomasdal manifestiert, nicht entgehen. Auch 13 Jahre nach der Unabhängigkeit und der Befreiung vom südafrikanischen Joch der Apartheid ist der Boden Namibias ungerecht verteilt: „Bis heute besetzen die Nachfahren ausländischer Kolonialisten rund 70 Prozent des fruchtbaren Bodens in Namibia, während die rechtmäßigen Eigentümer_innen dieses Bodens

auf unfruchtbaren Ländereien vegetieren.“ (Kuß 2004: 28) Eine notwendige Landreform scheiterte bisher am Widerstand der privilegierten deutschen Minderheit, deren Human Development Index die Höchstzahl von 10 Punkten vorweist, während die San lediglich 3 Punkte erreichen. (Köbler 2007: 23) Weiße stellen zwar nur etwa sechs Prozent der Bevölkerung, besitzen jedoch knapp 40 Prozent des landwirtschaftlich nutzbaren Farmlandes. (Lotte/Köbler 2007: 30) Namibia ist trauriges Beispiel eines relativ (rohstoff-)reichen afrikanischen Landes mit einem jährlichen durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommen von etwa 6000 US-Dollar, aber einer ausgeprägten Ungleichverteilung des volkswirtschaftlichen Jahreseinkommen, welches durch den GINI-Koeffizienten ausgedrückt werden kann: mit einem Wert von 63,3 liegt Namibia auf dem letzten Platz der hundert erfassten Länder. (Melber 2013: D12) Diese ausladende Schere zwischen Arm und Reich wird ebenso am Tourismus erkenntlich, dessen wirtschaftlicher Mehrwert vornehmlich von deutschen Händen abgeschöpft wird.

FÜßNOTEN

4 Im kollektiven Gedächtnis der Namibier scheinen die Opfer des Freiheitskampfes gegen die südafrikanische Vorherrschaft prägender zu sein; so wurde 2002 südlich der Hauptstadt das „Heroes Acre“ als nationale Gedenkstätte eingeweiht. Diese Ungleichheit im Umgang mit Geschichte ergibt sich mitunter aus der unterschiedlichen Zeitspanne der Kolonialherrschaften (deutsch: 30 Jahre, südafrikanisch: 70 Jahre) und dem Zeitabstand von inzwischen fast 100 Jahren zur deutschen Kolonialherrschaft und lediglich 24 Jahren zur südafrikanischen Apartheidsherrschaft über Namibia. In der Nähe der Stadt Okahandja gibt es lediglich ein inoffizielles Denkmal für die gefallenen Hereroanführer, das den Nachkommen ohne Unterstützung des namibischen Staats als Ort des Gedenkens dient.

Othering und Exotismus

Während meiner Forschungsreise bewegte ich mich nicht nur in einem komplett deutschen Archivsystem, sondern in einer mit deutschen Versatzstücken durchtränkten Stadtarchitektur, Warenlandschaft und Festkultur, welche vollkommen diametral zur mehrheitlich Schwarzen Bevölkerung der Hauptstadt Windhoek erscheint. Mir wurden die Zusammenhänge klar: das Machtgefälle zwischen „Weiß“ und „Schwarz“, zwischen „Reich“ und „Arm“ ist enorm ausgeprägt und muss vor allem zugunsten der etwa 20.000 Nachkommen der ehemaligen deutschen Kolonialherren ausfallen, damit eine derartige Präsenz des Deutschen in der Subsahara möglich ist. Der berühmte „Platz an der Sonne“ ist noch hundert Jahre nach Ende der deutschen Kolonialherrschaft für deutsche Siedler_innen Realität: oftmals auf Kosten der Schwarzen Mehrheit der namibischen Bevölkerung.

LITERATUR

- Allgemeine** Zeitung: <http://www.az.com.na/>.
- Arndt**, Lotte/Köblier, Reinhart (2007): „Symbolische Politik. Landreform in Namibia“, in: iz3w, 300, S. 30.
- Auswärtige** Amt: http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/01-Nodes_Uebersichtsseiten/Namibia_node.html
- Hasse**, Ernst (1897): Deutsche Weltpolitik, München: Lehmann.
- Heyden**, Ulrich van der/Zeller, Joachim (Hrsg.) (2002): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, Berlin: Berlin Edition.
- Dies.** (Hrsg.) (2005): „...Macht und Anteil an der Weltherrschaft“. Berlin und der deutsche Kolonialismus, Münster: Unrast-Verlag.
- Köblier**, Reinhart (2007): „Andauernde Geduldsprobe. Konflikte in Namibia 17 Jahre nach dem Ende der Apartheid“, in: iz3w, 300, S. 23-25.
- Kuß**, Susanne (2004): „Der Ausgang ist ungewiss. Die Folgen der deutschen Kolonialherrschaft in Namibia“, in: iz3w, 275, S. 26-29.
- Melber**, Henning (2013): „Nichts Neues aus Afrika. Der Zusammenhang von Rohstoffreichtum und Armut“, in: iz3w, 336, S. D.12f.
- Rüdiger**, Klaus H. (1993): Die Namibia-Deutschen. Geschichte einer Nationalität im Werden, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Schmidt-Lauber**, Brigitta (1994): Die abhängigen Herren. Deutsche Identität in Namibia, Münster: Lit-Verlag.
- Zeller**, Joachim (1995): „Das Reiterdenkmal in Windhoek/ Namibia. Ein deutsches Kolonialdenkmal im Wandel der Zeiten“, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 43, S. 773-794.

Süßer Exotismus in Leipzig?

*Schokolade
kolonial und postkolonial –
zwischen Kaiserreich und DDR*

Swen Steinberg

Im innersächsischen Vergleich hatte Leipzig in der Verarbeitung kolonialer Rohstoffe und Halbprodukte eine weniger zentrale Bedeutung als Dresden, wo die industrielle Kakao- und Tabakverarbeitung im 19. und frühen 20. Jahrhundert ein zentraler Wirtschaftszweig war. Dennoch fand sich in der Messestadt, in der die Anbindung an die überseeischen Rohstoffmärkte ohnehin schon in der Frühen Neuzeit gegeben war, ebenfalls frühzeitig die industrielle und auf den Massenkonsum orientierte Verarbeitung vor allem von Kakao – und war hier mit Namen wie Riquet in Gautzsch, Richter in Schleußig oder Felsche in Gohlis verbunden. Diese Entwicklung wird im Folgenden knapp skizziert, wobei auch der Zusammenhang zwischen der Herkunft kolonialer Rohstoffe und der Darstellung der entsprechenden, industriell gefertigten Produkte thematisiert wird – und dies in einer langfristigen, bis in die DDR reichenden Perspektive.

Schokolade in Leipzig

Leipzig war im 18. Jahrhundert eines der Zentren des deutschen Kolonialwarenhandels, wobei der Schwerpunkt vor allem auf Kaffee und Zucker lag; über die traditionsreichen spanischen Häfen kam Kakao etwa aus Caracas oder Martinique auf die Leipziger Messen. (Ludwig 1994a: 48-60; ders. 1994b: 32-3). Kakao – verarbeitet zu Schokolade in zumeist trinkbarer Form – war zwar im deutschsprachigen Raum und auch in Sachsen bekannt.

Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts hielt sich der Konsum aber deutlich in Grenzen, wobei „geschmackliche Präferenzen, Modefragen und die ‚katholische Herkunft‘ (Spanien) eine Rolle“ spielten (ders. 1994a: 83-4). Jenseits dieser ‚weichen‘ Faktoren wurden zudem zur Zubereitung von Schokolade neben dem Kakao noch weitere, ebenfalls koloniale Zutaten benötigt, etwa Zimt, Ingwer oder Vanille (ebd.; Reiß 2011). Erst nach der Jahrhundertwende entstanden in Dresden und Leipzig Schokoladenfabriken, in denen die notwendigen Arbeitsgänge gebündelt und entsprechend ‚konsumfähige‘ Produkte hergestellt wurden. In den 1830er Jahren erweiterten sich einige dieser Standorte zu Großbetrieben und begannen industrielle Fertigungstechniken zu entwickeln oder einzusetzen – ein Prozess, aus dem namhafte Schokoladenhersteller wie Wilhelm Felsche in Leipzig (gegr. 1821) oder Jordan & Timaeus in Dresden (gegr. 1823) hervorgingen (Denkschrift 1921; Ludwig 1994a: 85-6; Männig 2011). Die Verfügbarkeit der notwendigen Rohstoffe spielte für diese Entwicklung eine entscheidende Rolle: Da Hamburg im 19. Jahrhundert der „Haupt-Rohkakaomarkt“ (Meißner 1930: 95) war, war Dresden durch den preiswerten Transportweg Elbe sehr gut angebunden. Über Torgau und Riesa galt dies eingeschränkt auch für Leipzig, wo allerdings der Zugang zum Magdeburger Zucker einen zweiten entscheidenden Standortfaktor ausmachte. Die nur indirekte Anbindung nach Hamburg suchten die Leipziger Handelshäuser 1823 durch die Gründung der „Elbamerikanischen Compagnie“ zu kompensieren, die die erste säch-

sische Überseehandelsgesellschaft war und die den Zugang zu lateinamerikanischen Rohstofflieferanten organisierte. Zudem handelte es sich um die beiden größten Städte Sachsens – hier saßen also die Konsument_innen. Nicht selten entwuchsen entsprechende Fabrikationsstätten bereits bestehenden Kolonialwarenhandlungen oder Kaffeehäusern bzw. waren mit diesen ‚kombiniert‘ (*Ludwig 1994a: 38, 51, 58-9, 83-6; Hessel 2011c*).

Die im 18. Jahrhundert etablierte Meinung, es handele sich bei der Schokolade und ihrem Konsum um ein „Statussymbol der Aristokratie“ (*Ludwig 1994a: 84*), ließ auch die Schokoladenindustrie in Leipzig noch lange im Ruf einer ‚Luxusindustrie‘ stehen. Der eigentliche ‚Boom‘ setzte erst nach der Reichsgründung ein; als Massenkonsumprodukt hatte sich Schokolade kurz vor dem Ersten Weltkrieg und in der Zeit der Weimarer Republik durchgesetzt (*Meißner 1930: 20, 66*); Kakaoerzeugnisse galten zunehmend als „Genuß- und vor allem als Nahrungsmittel“ (*ebd.: 66; Bauermeister 2000*). Die für die Branchenentwicklung günstigen Rahmenbedingungen führten dazu, dass Leipzig und Dresden die sächsischen Zentren der Schokoladenherstellung wurden, denen auch eine deutschlandweite Bedeutung zukam: 1925 bestanden in Sachsen etwa 200 Kakao- und Schokoladenunternehmen mit etwa 17.000 Arbeiter_innen – im Reich waren es zu dem Zeitpunkt etwa 870 Unternehmen mit knapp über 50.000 Arbeiter_innen (*Meißner 1930: 20, 26*). Auf die Städte Dresden und Leipzig entfielen davon 45 bzw. 20 Unternehmen mit insgesamt etwa 2.000 Arbeiter_innen (*ebd.:*

56-69, 146; Hessel 2011a). Hinzu kamen Zulieferindustrien wie die Papierfabrikation, Verpackungsmittelhersteller oder der Spezialmaschinenbau für die Schokoladenindustrie, die ebenfalls in Leipzig und Dresden Schwerpunkte besaßen. Die Bedeutung Sachsens schlug sich auch auf der verbandlichen Ebene nieder: 1877 wurde der „Verband deutscher Schokolade-Fabrikanten“ gegründet, der in Dresden seinen Sitz hatte. 1901 erfolgte in Leipzig eine ‚Gegengründung‘, dort etablierte sich die „Vereinigung Deutscher Zuckerwaren- und Schokolade-Fabrikanten“ (*Greiert 1926: 103-4, 109-110*).

Aufgrund der Rohstoffgebundenheit war die deutsche Schokoladenindustrie natürlich importabhängig – und konnte ausgerechnet kaum vom Imperialismus wilhelminischer Prägung ‚profitieren‘: Die afrikanischen Zentren des Kakaoanbaus lagen nicht in den deutschen Kolonien, führend waren hier vielmehr die sogenannte Goldküste (Ghana; britisch) und die Elfenbeinküste (Côte d’Ivoire; französisch). Zwar wurde auch in Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika Kakao angebaut, allerdings in für die deutsche und sächsische Verarbeitung kaum relevanten Mengen: Als 1897 die „Sächsisch-Thüringische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung“ in Leipzig Ostafrika zum Thema machte, fanden sich unter den präsentierten Rohstoffen schwerpunktmäßig Kautschuk, Harz, Baumwolle, Tabak und Kaffee – vor allem der gezielte Kaffeeaufbau auf Plantagen sollte „in wenigen Jahren“ den Bedarf „Deutschlands decken“ (*Deutsch-Ostafrikanische Ausstellung 1897: 56-60, Zitat S. 59*). Gezielter Anbau von Kakao – zumeist

von so genannten Pflanzungsgesellschaft in den Abnehmerstädten organisiert – fand seit den 1890er Jahren in begrenztem Umfang in den deutschen Kolonien Kamerun, Togo und Samoa statt. Von hier kam aber „keine so genannte Edelsorte“, überdies waren die Mengen überschaubar (*Bechhaus-Gerst 2007: 12-13*). Aus Deutsch-Südwestafrika wurden vor dem Ersten Weltkrieg dagegen vor allem Diamanten und Schafwolle eingeführt. Wobei Rohstoffe zur Textilproduktion in eigener Weise auf das koloniale Engagement Leipziger Unternehmen verweisen. Schließlich betrieb die Leipziger Baumwollspinnerei AG seit 1907 in Deutsch-Ostafrika eine eigene Baumwollplantage, im Dezember 1908 trafen die ersten Ballen in Leipzig ein (*Fritsch 2007: 23, 36*). Zudem gründete das Leipziger Rauchwaren- und Textilhandelshaus Thorer 1909 eine erste Farm zur Schafzucht in Deutsch-Südwestafrika, die noch Ende der 1930er Jahre bestand hatte und etwa zwei Millionen Schafe umfasste (*Dittrich 1941: 357-8*). Zwar lässt sich nach der Jahrhundertwende Kakaopulver etwa aus Deutsch-Südwestafrika in der deutschen Einfuhrbilanz nachweisen. Der entscheidende Handelspartner war aber die Niederlande (*Exportverein im Königreich Sachsen 1910: 44; Greiert 1926: 160*), die das Halbprodukt aus den eigenen Kolonien bezog. Kakaobohnen stammten dagegen vor dem Ersten Weltkrieg hauptsächlich aus Brasilien, aber auch aus Mexiko, Guatemala und Nicaragua; in den 1920er Jahren verschob sich dies stärker auf Ecuador und Venezuela (*Exportverein im Königreich Sachsen 1910, 59; Tornius 1931: 70-1*). Insofern hatten Verar-

beitung und Konsum von Kakao in Deutschland wie Leipzig deutlich weniger mit dem afrikanischen Kontinent zu tun. Vielmehr wurde noch im 20. Jahrhundert an die lateinamerikanischen Lieferanten des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts angeknüpft – ein wissenschaftliches Detail, das weiter unten bei der Darstellung der Produkte noch von Bedeutung sein soll.

Süßer Exotismus – Ausdrucksformen und Beharrungskräfte

Joachim Zeller, der sich intensiv mit den Ausdrucksformen des Kolonialismus auseinandergesetzt hat, konstatiert, dass sich die „Werbearbeit um 1900 [...] besonders des Fremden und Exotischen als Blickfang“ bediente, „um die Kauflust der Konsumenten zu steigern“ – das „Exotische“ war „als Stereotyp in nahezu jedem Kontext einsetzbar“. Dabei bedeutete „Exotik und Rasse konsumieren“ allerdings nicht lediglich, „den Anderen [...] nur ausbeuten, sondern ihn auch noch genießen. Exotik und Kolonialprodukte zu konsumieren hieß für den Weißen Verbraucher, die Unterwerfung der Kolonialvölker zu internalisieren.“ (*Zeller 2008: 221*) Dass diese ‚Bild-erwelten‘ nun gerade bei Produkten bedient wurden, die einen kolonialen Hintergrund hatten, mag kaum verwundern. Allerdings sehen wir, wenn wir die Produktgestaltung und -bewerbung der Leipziger Schokoladenunternehmen Revue passieren lassen, dass



ANMERKUNG

Ähnlich, wie wir es ablehnen, rassistische Begriffe, wie das N-Wort, auszuschreiben, möchten wir es vermeiden, historische Darstellungen unverändert abzudrucken, die in der Vergangenheit rassistische Vorstellungen ausdrückten. Die Bilder, die auf dieser Seite dargestellt sind, zerlösen sich teilweise in Stücke. Damit möchten wir symbolisieren, wie sich ihre Inhalte im Postkolonialismus Stück für Stück auflösen und an Bedeutung verlieren.



ABBILDUNGEN

- Abb. 1 Werbung für „Riquet Tee“ , um 1926 (Sven Steinberg, privat)
- Abb. 2 Verpackung von „Kaschu-Vollmilch Schokolade“ des VEB Delitzscher Kakao- und Schokoladenwerkes, nach 1960 (Sven Steinberg, privat)
- Abb. 3 Verpackung der Zigarettenmarke „Orient“ des VEB Dresdner Zigarettenfabrik, um 1950 (Sven Steinberg, privat)
- Abb. 4 Reklamemarke der Leipziger Kakao- und Schokoladenfabrik Schwarz und Grosse, vor 1918 (Sven Steinberg, privat)

diese in ihrer Außendarstellung nicht lediglich bzw. nicht ausschließlich auf koloniale Motive beschränkt waren. Doch es sind gerade diese Motive, die bisweilen erstaunliche Beharrungskräfte aufwiesen.

Für Leipzig das zweifelsfrei prominenteste und von Sabine Bauermeister untersuchte Beispiel für die Nutzung kolonialer Exotik in der Unternehmenswerbung ist die Firma Riquet & Co., die auf einen Kolonialwarenhandel (Tee, Kaffee, Gewürze) zurückgeht. Seit 1890 war das Unternehmen selbst Kakaoproduzent, fünf Jahre darauf entstand in Gautzsch eine entsprechende Fabrik (*Bauermeister 2000*). Die beiden Unternehmensschwerpunkte Tee und Schokolade („Riquet Tee“, „Kolonial-Chokolade“) wurden in der Außendarstellung des Unternehmens offensiv mit exotischen Elementen beworben – unterwürfig-dienende asiatische Männer, ‚erotisch-fremde‘ Frauen oder ‚wilde‘ Tiere [Abb. 1] –, die auch in der nachkolonialen Ära der Weimarer Republik weiter Verwendung fanden. Wobei gerade die Vorstellung von der „lernfähigen“ und „treuen“ Afrikaner_in regelrecht ikonografischen Charakter entwickelte (*Zeller 2008: 188-191*), dessen ‚Marketingprototyp‘ – der bis heute so bezeichnete „Sarotti-M“ – eben auch in Leipzig adaptiert wurde und der auf die oben erwähnte Verinnerlichung kolonialer Unterwerfung verweist. Insbesondere dieses Riquet-Motiv war als Werbung etwa in Zeitungen überaus präsent und damit bekannt. Es findet sich bis heute im und am 1908/09 errichteten Riquethaus im Schuhmachergässchen (*Hocquél 2004: 101-2*), hier bedürfte es neben anderen Elementen

dringend einer Kontextualisierung (Beitrag „Café Riquet“). Und es waren Bilder wie diese, die die Kolonien noch in der Weimarer Republik zu „Projektionsflächen von Wünschen und Hoffnungen vieler Deutscher“ machten (*Linne 2004: 6*) – und die damit nicht zuletzt dazu beitrugen, dass koloniale Vorstellungen vom „Volk ohne Raum“ anschlussfähig wurden an die nationalsozialistische Lebensraumeologie (*Steinberg 2012*). Insofern mag es auch nicht verwundern, dass solche ‚verständlichen‘ Motive auch nach 1933 in der Leipziger Schokoladenindustrie weiterhin Verwendung fanden – auch wenn der sogenannte Wiedererwerb der ehemaligen deutschen Kolonien in der aggressive Außenpolitik der Nationalsozialisten der ‚Eroberung von Lebensraum im Osten‘ deutlich nachgeordnet war.

Vergleichbare Elemente finden sich auch in der Außendarstellung anderer Leipziger Schokoladenhersteller – Felsche etwa verwendete zur Kontextualisierung der Herkunft seiner Produkte eine Weltkugel. Wiewohl der Zusammenhang von Kakao und Afrika immer wieder in der Werbung Verwendung fand; auch wenn er, wie oben beschrieben, mit der realen Herkunft der Rohstoffe wenig zu tun hatte. Es würde allerdings zu kurz greifen, die Außendarstellung dieses Wirtschaftszweiges auf die koloniale Darstellung zu reduzieren. Zwar bewarben auch die Leipziger Schokoladen- und Kakaohersteller Schwarz und Große vor dem Ersten Weltkrieg ihre Produkte mit solchen Motiven, Sammelbilder der Firma zeigten beispielsweise ‚idyllisch‘ anmutende ‚orientalische‘ Landschaften [Abb. 4]. Ande-

re Sammelbilder der Firma trugen dagegen Schweizer Motive und verwiesen damit auf die Konkurrenzsituation, in der sich auch die Leipziger Schokoladenhersteller schon im späten 19. Jahrhundert befanden: Der deutsche Markt war noch in der Weimarer Republik vor allem von Schweizer Schokoladen ‚bedroht‘, die preiswerter hergestellt werden konnten und qualitativ in besserem Ruf standen (*Greiert 1926: 39, 45, 47-49, 157*). Überdies lässt sich auch in Leipzig bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine Tendenz zur Regionalisierung in der Außendarstellung beobachten: Die Leipziger Schokoladenhersteller Knappe & Würk boten beispielsweise „Lipsia-Kakao“ an, auf der Dose wurde das neue Leipziger Rathaus durch eine Saxonia vor Buschwerk flankiert. Überdies bildeten nicht selten Leipziger Denkmäler oder Ereignisse wie die Völkerschlacht die Motive für Sammel- und Reklamebilder. Solche Regionalisierungstendenzen, die oft im Gleichtakt mit Globalisierungsentwicklungen zu beobachten sind (*Schramm 2002; Fäßler 2007*), lassen sich demnach auch in der sächsischen und Leipziger Schokoladenindustrie schon vor dem Ersten Weltkrieg ausmachen.

Dennoch sollte gerade die exotische Darstellung und Bewerbung von Kakaoprodukten die längste Beharrungskraft aufweisen und hier deutlich über die Verwendung in der Zeit des Nationalsozialismus und das Jahr 1945 hinausgehen: Nach Enteignungen, Demontagen und Wiederaufbau entsprechender Standorte sowie nach der Überwindung der Rohstoffengpässe „kehrte so manche Süßware und auch Verpackung aus Vorkriegszeiten

zurück.“ (*Hessel 2011b: 99*) Die um 1960 angebotenen „Görlitzer Kakao-Bonbons“ des VEB Görlitzer Süßwarenfabrik operierten nahezu bruchlos mit dem Motiv des ‚Dieners‘, dessen Anleihen (Sarotti) unverkennbar waren. Auch auf den Verpackungen des VEB Delitzscher Kakao- und Schokoladenwerkes finden wir noch Anfang der 1960er Jahre Südseemotive mit Rumfass oder Schlangenbeschwörer vor ‚orientalischer‘ Kulisse [Abb. 2]. Das ausdrucksstärkste Beispiel für diese Beharrungskräfte kolonialer Bilder auch in der DDR lieferte aber das Brettspiel „Wir 5“, das der VEB Goldeck Leipzig (ehemals Felsche) um 1955 vertrieb: Im Mensch-ärgere-dich-nicht-Format konnte die Produktion von Schokolade verfolgt werden, die mit der Kakaobohne in Afrika begann. Auch sprachlich völlig unreflektiert wohnte laut Spielbeschreibung hier das „N*lein“, das Anbau und Ernte beschaffte. Und die Darstellung im Vergleich zu den nächsten Stationen auf dem europäischen Kontinent konnte kaum stereotyper sein: Die infantil dargestellten Afrikaner_innen bedienten sich ‚primitiver‘ Anbau- und Erntemethoden und wohnten in Strohütten, während jenseits des Wassers schon Traktoren zum Einsatz kamen und die Fabrikation in Gebäuden aus Stein realisiert wurde. Zudem tauchen auf dem Brettspiel wilde Tiere auf, die mehr an einen Zoo- oder Zirkusbesuch erinnern – bis hin zu einer berittenen Giraffe.

Die hier aufscheinende Bedeutung kolonialer Prägungen in der DDR ist bislang nicht hinreichend untersucht – und vor allem nicht in ihrer regionalen Dimension und

Kontinuität über die Transformationsphase 1945/49 hinweg (*Damm/Schulz/Wölfel/Steinberg 2011*), die das eben beschriebene Beispiel deutlich macht und die sich in einer vergleichbaren Langfristigkeit beispielsweise auch auf den orientalisierenden Verpackungen der Dresdner Zigarettenindustrie nachweisen lässt [Abb. 3]. Dass diese Motive in den 1960er Jahren zunehmend von den Schokoladenverpackungen verschwanden, hatte vermutlich weniger etwas mit einem generativen Wandel in der DDR-Gesellschaft zu tun – qua Sozialisierung konnten die verwendeten Bilder von den Betrachter_innen nicht mehr zugeordnet werden. Vielmehr schlug sich hier die wirtschaftspolitische Integration der DDR nieder: Im Rahmen der Kooperation im „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe“ (Comecon), dem die DDR seit 1950 angehörte, wurde immer enger mit den sozialistischen Staaten Afrikas zusammengearbeitet. Und die Unterstützung der dortigen Antipartheitbewegung führte zur auch politisch gewollten Verwendung des Bildes der selbstbewussten und sich emanzipierenden Afrikaner_innen. Überdies setzte in der DDR in den 1960er Jahren eine kritische Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte ein, freilich unter den neuen ideologischen Vorzeichen (*Conrad 2008: 121*). Und schließlich kamen nicht wenige Studierende und Gastarbeiter_innen in die DDR – auch nach Leipzig – und waren damit zumindest präsent. Wenngleich sie hier keineswegs auf eine integrierende Gesellschaft im ‚sozialistischen Völkerfrühling‘ trafen: Abneigung und Ausgrenzung waren auch in der DDR an der Tagesordnung, afri-

kanische Studierende der Universität Leipzig bemängelten beispielsweise „die Diskriminierung, die ihnen, vor allem von Seiten der deutschen Bevölkerung außerhalb der Universität, entgegen gebracht wurde.“ (*Mühlig/Kirberg 2011: 71*) Letzteres wurde beispielsweise an der Bezeichnung des Wohnheimes deutlich, die der Leipziger ‚Volksmund‘ für das Studierendenwohnheim in der Lumumbastraße parat hatte – dieses war als „Zoo“ geläufig (*Soremsky 1991: 82*).

Jenes quasi postkoloniale Wechselspiel aus politischer Vorgabe und gelebtem Alltag ist leider nach wie vor kaum erforscht (*Conrad 2008: 121*); wenngleich es einen der möglichen Zugänge darstellt, die den 1992 in Ostdeutschland gewaltvoll aufkeimenden Rechtsradikalismus erklären helfen könnte. Dass koloniale Stereotype und Bilder aber beispielsweise in Medien wie DEFA-Filmen überaus präsent blieben, fiel nicht zuletzt eben jenen ausländischen Studierenden in der DDR selbst auf (*Uladh 2005: 221*): Kinderfilme wie „Ein Schneemann für Afrika“ (1977) von Rolf Losansky dürften lohnenswerte Gegenstände für die Critical Whiteness Studies sein, sind aber bis heute ebenso unbearbeitet geblieben; wobei sie weiterhin unkommentiert vertrieben werden, zuletzt 2012 als preiswerte DVD-Beilage der SUPERillu. Und insofern endet dieser kurze Beitrag mit der Benennung solcher Lücken, die auch auf die lokale Leipziger Ebene herunter gebrochen werden können. Und die noch viel Raum für Aufarbeitung und Auseinandersetzung bieten. Dies betrifft dann allerdings nicht nur den alltäglichen Umgang mit den erläuterten Bildern oder ‚prominente‘

Immobilien, die mit kolonialen Rohstoffen in Verbindung stehen – also nicht nur das Riquetehaus. Vielmehr finden sich gerade jene mit Stereotypen verbundenen Denkmuster und Orte auch an der Peripherie – Immobilien der

Firma Felsche in Gohlis werden als „Schokoladenpalais“ und „Schokoladenkontor“ beworben (*Hocquél 2004: 167-8*) und atmen noch heute den Geist des Exotismus eigentlich längst vergangener Tage.

LITERATUR

- Bauermeister**, Sabine (2000): Die Firma „Riquet & Co.“ Im Spiegel ihrer Anzeigen bis 1900, Online unter <http://www.sabine-kuessner.de/cms/upload/bilder/RiquetArtikel.pdf> [letzter Zugriff am 05.11.2013].
- Beitrag** Café Riquet, Schuhmachergäßchen 1-3, Online unter <http://www.leipzig-postkolonial.de/htmls/02thms/0207-riquet.html> [letzter Zugriff am 05.11.2013].
- Bechhaus-Gerst**, Marianne (2007): Köln und die Kolonien, in: Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.) Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland, Erfurt: Sutton, S. 11-18.
- Conrad**, Sebastian (2008): Deutsche Kolonialgeschichte, München: Beck.
- Damm**, Veit, Schulz, Ulrike, Wölfel, Sylvia, Steinberg, Swen (2011): Ostdeutsche Unternehmen im Transformationsprozess 1935 bis 1995. Ein neues Forschungsfeld der modernen Unternehmensgeschichte, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Heft 2, S. 187-205.
- Denkschrift** der Firma Wilhelm Felsche Kakao- und Schokoladenfabrik in Leipzig-Gohlis Zur Feier ihres Hundertjährigen Bestehens am 13. August 1921 (1921), Leipzig: Graphische Kunstanstalten J.J. Weber.
- Deutsch-Ostafrikanische Ausstellung**. Sächsisch-Thüringische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung. Offizieller Führer (1897), Leipzig: Gressner & Schramm.
- Dittrich**, Erich (1941): Theodor Thorer und Paul Thorer, in: ders. (Hrsg.) Lebensbilder sächsischer Wirtschaftsführer I (Sächsische Lebensbilder 3), Leipzig: Leiner, S. 344-362.
- Fäßler**, Peter (2007): Globalisierung. Ein historisches Kompendium, Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Exportverein** im Königreich Sachsen (1910) (Hrsg.) Festschrift anlässlich des 25jährigen Jubiläums des Exportverein im Königreich Sachsen, 1885-1910, Dresden: Exportverein im Königreich Sachsen.
- Fritsch**, Kathrin (2007): Die Leipziger Baumwoll- und Sisalplantagen in Deutsch-Ostafrika, Leipzig: Papers on Africa.
- Linne**, Karsten (2004): „Weiße Arbeitsführer“ – Der nationalsozialistische Traum vom sozialen Aufstieg in Afrika, in: Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts 19, Heft 3, S. 6-27.
- Greiert**, Carl (1926): Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Verbandes deutscher Schokolade-Fabrikanten e.V., Dresden: C. Heinrich.
- Hessel**, Uwe (2011a): Auf den Spuren sächsischer Süß- und Dauerbackwarenunternehmen: Von der Oberlausitz bis ins Vogtland, in: Jörg Feldkamp/Achim Dresler (Hrsg.) Das Süße Herz Deutschlands. Sachsens Schokoladenseite. Begleitband zur Sonderausstellung im Industriemuseum Chemnitz, Chemnitz: Zweckverband Sächsisches Industriemuseum, S. 37-53.
- Ders.** (2011b): Süße Sachen Bunte Bilder. Verpackungen und Werbung für Süßwaren und Schokolade, in: Jörg Feldkamp/Achim Dresler (Hrsg.) Das Süße Herz Deutschlands. Sachsens Schokoladenseite. Begleitband zur Sonderausstellung im Industriemuseum Chemnitz, Chemnitz: Zweckverband Sächsisches Industriemuseum, S. 91-103.
- Ders.** (2011c): Vom „Chocoladen-Häußgen“ zur Café-Konditorei, in: Jörg Feldkamp/Achim Dresler (Hrsg.) Das

Süße Herz Deutschlands. Sachsens Schokoladenseite. Begleitband zur Sonderausstellung im Industriemuseum Chemnitz, Chemnitz: Zweckverband Sächsisches Industriemuseum, S. 81-88.

Hocquél, Wolfgang (2004): Leipzig. Architektur von der Romantik bis zur Gegenwart, Leipzig: Passage-Verlag.

Ludwig, Jörg (1994a): Amerikanische Kolonialwaren in Sachsen 1700-1850. Politik, wirtschaftliche Entwicklung und sozialer Wandel, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

Ders. (1994b): Der Kaffee- und Zuckerhandel in Leipzig 1760-1840, in: Stadtgeschichtliches Museum Leipzig (Hrsg.) Süße muß der Coffee sein! Drei Jahrhunderte europäische Kaffeekultur und die Kaffeesachsen, Leipzig: Stadtgeschichtliches Museum/Bremen: Sammlung Eduscho, S. 32-46.

Männig, Jana (2011): Aufstieg und Niedergang der Firma Felsche, in: Jörg Feldkamp/Achim Dresler (Hrsg.) Das Süße Herz Deutschlands. Sachsens Schokoladenseite. Begleitband zur Sonderausstellung im Industriemuseum Chemnitz, Chemnitz: Zweckverband Sächsisches Industriemuseum, S. 73-79.

Meißner, Erich (1930): Die sächsische Kakao- und Schokoladenindustrie unter besonderer Berücksichtigung der gewerblichen Betriebszählung vom 16. Juni 1925, Greifswald: Julius Abel.

Mühlig, Gesine/Kirberg, Manuela (2011): Afrikanische Studierende an der Universität Leipzig 1946-1995, in: Felix Brahm (Hrsg.) Geschichte der Afrikanistik in Leipzig, Leipzig: Papers on Africa, S. 58-75.

Rieß, Jürgen (2011): Natur- und Kulturgeschichte des Kakaos, in: Jörg Feldkamp/Achim Dresler (Hrsg.) Das Süße Herz Deutschlands. Sachsens Schokoladenseite. Begleitband zur Sonderausstellung im Industriemuseum Chemnitz, Chemnitz: Zweckverband Sächsisches Industriemuseum, S. 17-35.

Schramm, Manuel (2002): Konsum und regionale Identität in Sachsen 1880-2000. Die Regionalisierung von Konsumgütern im Spannungsfeld von Nationalisierung und Globalisierung, Stuttgart: Steiner.

Steinberg, Swen (2012): Das Erbe der Enterbten. Rudolf Böhmer (1875-1944) und das Verhältnis der kolonialen Eliten zur nationalsozialistischen Raumideologie, in: Michael Meißner/Katharina Nebelin/Marian Nebelin (Hrsg.) Eliten nach dem Machtverlust? Fallstudien zur Transformation von Eliten in Krisenzeiten, Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin, S. 199-231.

Soremsky, Heinz (1991): Vom solidarischen Internationalismus zum Rassismus? Ausländerfeindlichkeit in der DDR, in: vorgänge. Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik 109, Heft 1: Furcht vor den Fremden?, S. 81-87.

Tornius, Valerian (1931): Das Buch über die Schokolade. Eine kulturgeschichtliche Plauderei, Leipzig: R. Voigtländers Verlag.

Uladh, Damian Mac Con (2005): Studium bei Freunden? Ausländische Studierende in der DDR bis 1970, in: Christian Th. Müller/Patrice G. Poutrus (Hrsg.) Ankunft – Alltag – Ausreise: Migration und interkulturelle Begegnung in der DDR-Gesellschaft, Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 175-220.

Zeller, Joachim (2008): Koloniale Bilderwelten zwischen Klischee und Faszination. Kolonialgeschichte auf frühen Reklamesammelbildern, Augsburg: Weltbild.

Potenziale des Postkolonialismus und regionaler Geschichtsdidaktik für die Antirassismusarbeit

Tobias Roscher

Die Stadt Leipzig¹ sowie zahlreiche lokale und regionale zivilgesellschaftliche Initiativen und Institutionen² engagieren sich mit unterschiedlichen präventiven Instrumenten aktiv für den Abbau rassistischer Vorurteile bei Leipziger Bürger_innen. Konfrontationssituationen beim Zuzug und bei der Integration von Personen mit migrantischem Hintergrund sollen damit mittelfristig in Zahl und Schwere geringer werden. Langfristiges Ziel aller Engagierten ist es schließlich, die Leipziger Bürger_innenschaft als „weltoffene“ Gemeinschaft zu festigen, die „an einer interkulturellen Lebenswelt partizipiert“ (vgl. *Antrittsrede von OBM Burkhard Jung 2006 und Leitziel 1 der „Kommunalen Gesamtstrategie“*). Die neuesten Proteste in verschiedenen Teilen der Stadt gegen die dezentrale Unterbringung von Asylsuchenden und die mit dem Kolonialismus eng verbundene Heimat dieser Menschen ließen mich innehalten und darüber nachdenken, was diese Ereignisse historisch zu bedeuten haben. Schließlich kam ich dazu, das o.g. Ziel aufzugreifen, und die These aufzustellen, dass es anders zu interpretieren sei:

Leipzig ist eine postkoloniale Stadt und soll

sein im Kolonialismus begründetes Menschenbild endgültig ablegen!

Im vorliegenden Artikel möchte ich diese These genauer erläutern und aufzeigen, welche Konsequenzen sie für die Rassismusprävention in der Stadt haben könnte.

„Postkoloniale Stadt“? Heißt das, eine Stadt in der Zeit, in der der (deutsche) Kolonialismus zu Ende ist? Aber ist diese Zeit nicht schon längst angebrochen und Kolonialismus allenfalls Stoff aus Schulgeschichtslehrbüchern? Und: Welche Rolle spielte Kolonialismus denn überhaupt für eine Stadt wie Leipzig, die keinen direkten Zugang zum Meer hatte und Teil einer Nation (dem Deutschen Reich) war, dessen koloniale Bestrebungen doch scheinbar nur gering, wenig erfolgreich und von kurzer Dauer waren? Es liegt nahe zu fragen: Wozu überhaupt einen so komplizierten Begriff wie ‚Postkolonialismus‘ als Gegenstand lokaler Sozial-, Integrations- und Kulturpolitik bemühen, wenn es sonnenklar scheint, dass Leipzig bereits jetzt eine Stadtgemeinschaft ist, die wie selbstverständlich in der Welt nach dem Kolonialismus verankert ist? Diese durchaus berechtigten Fragen sowie

FUßNOTEN

¹ Fachstelle Extremismus und Gewaltprävention (im LAP-Programm „Vielfalt tut gut“), „Interkulturelle Wochen“, „Wochen gegen Rassismus“ u.a.

² Bspw. Antidiskriminierungsbüro e.V., Courage zeigen e.V., ChronikLE bei Engagierte Wissenschaft e.V., Netzwerk Demokratie und Courage e.V. (NDC), Zentrum für Europäische und Orientalische Kultur e.V., Initiativkreis Antirassismus uvm.

die damit verbundene Tatsache, dass Leipzig nichts (mehr) mit territorialer kolonialer Herrschaft zu tun hat, einerseits; das faktisch alltägliche Erleben rassistischer Verallgemeinerungen durch und diskriminierende Situationen zwischen den Bewohner_innen der Stadt, andererseits; dieser Gegensatz bildet den Spannungsbogen des vorliegenden Beitrages. Diese Zweischneidigkeit des Postkolonialismus (die freilich nicht nur in Leipzig zu Tage tritt, sondern in allen Gesellschaften, in denen Rassismus eine Rolle spielt) soll hier als Anlass dienen, darüber nachzudenken, um welche Elemente die antirassistische Präventions- und Aufklärungsarbeit in Leipzig zu ergänzen wäre, wenn sie sich das Wissen um den kolonialgeschichtlichen Hintergrund von Rassismus zu Nutze machen möchte. Dazu wird der Versuch unternommen zunächst in aller Kürze das Paradox des Postkolonialismus allgemeinverständlich zu machen. Es deutet sich aber bereits an, dass sich hinter dem Ausdruck ‚Postkolonialismus‘ etwas sehr Komplexes verbirgt. In Deutschland hat sich in den letzten Jahren trotz dieser Komplexität in beachtlichem Umfang ein lokal angebundener postkolonialer Aktivismus herausgebildet.³ Er versucht, wichtige Erkenntnisse aus wissenschaftlichen Diskussionen der letzten Jahrzehnte in die breitere Gesellschaft zu tragen und öffentlichkeitswirksam zu artikulieren. Die wachsende Bedeutung postkolonialer Perspektiven möchte ich zum Anlass nehmen und mit Anleihen bei der Geschichtsdidaktik veranschaulichen, wie durch einen Blick auf historische Zeugnisse des Kolonialismus in Leipzig auch eine Sensibilisierung

für Rassismus in der Gegenwart erreicht werden könnte. Mein Appell für eine gegenseitige Annäherung von postkolonialem Aktivismus, stadtgeschichtlicher Bildungsarbeit und kommunaler Rassismusprävention richtet sich in erster Linie an drei Gruppen: Erstens, Personen, die sich wissenschaftlich mit der Geschichte des Rassismus und Kolonialismus befassen, deren Auswirkungen in der Gegenwart untersuchen und gewillt sind, dieses Wissen über die Grenzen der wissenschaftlichen Community hinaus zu teilen. Zweitens, stadtgeschichtliche Bildungsträger (wie bspw. das Museum für Stadtgeschichte oder der Leipziger Geschichtsverein). Und schließlich die Stadt Leipzig selbst und die ihr zu Seite stehenden zivilgesellschaftlichen Initiativen, die mit der Erfüllung des Handlungsfeldes 2 der Kommunalen Gesamtstrategie „Stärkung interkultureller Kompetenzen und Beförderung von Weltoffenheit“⁴ betraut sind.

Zweimal Postkolonialismus: die Epoche nach dem Ende des Kolonialismus, die trotzdem kolonialistisch ist!?

Der Begriff Postkolonialismus diente ursprünglich dazu, einen Epochenbruch zu umschreiben, der sich im Wesentlichen bis Ende der 1960er Jahre vollzog: Die große Mehrheit afrikanischer Kolonien wurde unabhängig von den Kolonialstaaten Frankreich und Großbritannien und betrat als eigenständige und anerkannte Staaten die Bühne der Weltpolitik. In diesem Verständnis von Postkolonialismus steckt die Annahme, dass mit den erfolgreichen antikolonialen Befreiungskämp-

fen die nachkoloniale Epoche angebrochen ist: Eine Welt, in der es durch den Wegfall territorialer Fremdherrschaft auch keinen Kolonialismus mehr gebe. Dieser Enthusiasmus erhielt allerdings einen Dämpfer, als ersichtlich wurde, dass der Kolonialismus weit mehr war/ist als die Inbesitznahme fremder Gebiete zum Zwecke wirtschaftlicher Ausbeutung. Es wurde klar, dass Rassismus und Diskriminierung in den ehemaligen Kolonialstaaten und der gesamten ‚westlichen Welt‘ mit der Befreiung der Kolonien nicht ihr Ende fanden. Seither werden mit ‚Postkolonialismus‘ u.a. auch bestimmte, kolonialistische Denkmuster und Einstellungen der Menschen bezeichnet und kritisiert, die in den westlichen Gesellschaften als ‚Mehrheit‘ gelten. Die tief sitzenden Vorstellungen darüber, wie Menschen und Menschengruppen in unterschiedlichen Weltregionen zu beschreiben und zu bewerten sind, haben das Ende des territorial-herrschaftlichen Kolonialismus überdauert. Rassistisch begründete Menschenbilder, der neugierige Blick auf den ‚exotischen Orient‘

und die Überzeugung, dass es ‚bei uns‘ gewiss schöner, besser, anspruchsvoller, klüger, sicherer, freier – also schlichtweg ‚moderner‘ – zugeht, waren und sind wesentliche Bausteine, auf denen die westliche Zivilisation und etwas, das sich als ihre Identität bezeichnen ließe, aufbauen. Die Vorstellung davon, dass es Gesellschaften gibt, die den Maßstäben der Moderne nicht entsprechen, und schließlich ihre reale Existenz ist und war in der Geschichte immer wieder der Impulsgeber für Bemühungen, ‚das Eigene‘ der westlichen Zivilisation auszuformulieren und zu verteidigen.⁵ Wissenschaftliche Studien haben vielfach diese „Verflechtung“ (vgl. Conrad / Randeria 2002: 10ff.) der humanistisch-fortschrittlichen Identität der europäisch-westlichen Gesellschaften mit ‚Anderen in der Welt‘ nachgewiesen. Die europäisch-westliche Identität – so die zentrale These – ist eine, die sich über und entlang einer Grenze zum „Orient“ gebildet hat und bildet. Das Bild von der ‚eigenen, aus sich selbst heraus‘ erwachsenden Identität des aufgeklärten Europas gerät so ins Wan-

FÜßNOTEN

3 Siehe bspw. die lokalen, postkolonialen Gruppen in Freiburg, Berlin, Köln, München, Frankfurt und Bielefeld.
 4 Zitat: „Die Verhinderung diskriminierender Aktivitäten gegenüber Minderheitengruppen in Leipzig ist als dauerhafte Querschnittsaufgabe von Politik und Verwaltung und damit auch der von der Stadt geförderten freien Träger, der schulischen und beruflichen Bildung sowie der privaten Wirtschaft zu begreifen.“ (Kommunale Gesamtstrategie: 10)
 5 In aktuellen tagespolitischen Kontexten lassen sich hier sowohl europapolitisch als auch lokalpolitisch Beispiele nennen: Zum einen die Bemühungen der EU, die Einreise von Flüchtlingen und anderen Migrant_innen stark zu begrenzen; andererseits die ablehnenden Positionen in den anhaltenden Debatten um die Aufnahme von Flüchtlingen in Wahren bzw. den Bau einer Moschee im Stadtteil Gohlis.

ken und kann konsequenterweise nicht mehr als Basis für das Selbstverständnis der hier lebenden Menschen dienen.

Bezieht man diese Erkenntnisse aus Kultur- und Geschichtswissenschaft nun auf die lokalen Verhältnisse in Leipzig, lässt sich folgendes sagen: Die Stadt ist zwar zeitlich gesehen bereits ‚postkolonial‘ (eine Stadt in der Zeit ohne Kolonien), aber das Menschenbild, das dem Kolonialismus zu Grunde lag und Menschen je nach Aussehen und/oder kulturellen Merkmalen ordnete, bewertete und für bestimmte Zwecke einsetzte, kennzeichnet nach wie vor das Verhalten vieler in Alltagssituationen. In verschiedenen Kontexten finden noch immer Abgrenzungen statt, die das ‚Typische‘ der Stadt vor dem Hintergrund des ‚Fremden‘ entstehen lässt. Beispiele dafür sind das Wohnen im Umfeld einer Moschee, die Wahl des Stadtteils für eine Investition je nach migrantischem Einwohneranteil, der Umgang mit migrantischen Spieler_innen in einem lokalen Fußballverein, der Besuch eines Afrikaabends im Zoo mitsamt locker bekleideten ‚Originaltänzerinnen‘, die Buchung einer Reise nach Namibia inklusive Safari ‚zu Einheimischen und in die Tierwelt‘ (siehe auch die Beiträge von Theresa George und Kathleen Rahn in diesem Band).

Aus den Studien zum Postkolonialismus lässt sich somit eine zentrale Erkenntnis auch für lokal angebundenes, präventives Vorgehen gegen Rassismus ableiten: Der Blick zurück in die Geschichte und die zurückliegende gesellschaftliche Bedeutung von Rassismus eröffnet die Möglichkeit gegenwärtigen Ras-

sismus besser zu verstehen und so effektiver bekämpfen zu können. Auf welche Weise kann es nun gelingen, in Erwachsenenbildung bzw. schulischer und außerschulischer Pädagogik bei den Lernenden Bewusstsein für ein postkoloniales Selbstverständnis zu wecken? Das, was als ‚abendländischer Geist‘ hinlänglich bekannt ist bzw. das, was Jugendliche als Entwicklung der Aufklärung, des modernen Nationalstaates, des technischen Fortschritts, des Rassismus lernen und über gegenwärtige andere Weltregionen/Kulturen erfahren, sollte keinesfalls aus ‚den Lehrbüchern‘ gestrichen werden, damit eine rassistisch unterlegte Identitätsbildung keine Chance mehr hat. Vielmehr müsste es zu diesem Zweck in einer Weise behandelt werden, die erkennbar macht, wie heutige gesellschaftliche Probleme mit sozialen Fragen der Vergangenheit in Zusammenhang stehen. Die didaktische Verbindung der Entstehung bedeutender abendländischer Identitätsmerkmale mit Zeugnissen, die diese Entwicklungen auf lokaler Ebene hinterlassen haben, kann dabei helfen, ein emanzipatives und nicht-rassistisches Verständnis der Gegenwartsgesellschaft herzustellen. Im Rahmen einer solchen historisch-politischen Bildung fällt es leichter, die enge Verbundenheit mit jenen Menschen offenzulegen, die zunächst vielleicht als das absolute Gegenteil der ‚eigenen‘ Identität galten.

Von dieser Idee inspiriert, möchte ich anschließend einige Gedanken des Geschichtsdidaktikers Bernd Schönemann aufgreifen und sie mit Überlegungen für eine ‚postkoloniale historische Bildung‘ ergänzen. Dadurch zeigt sich, wie einerseits die „Regionalisierung des

Postkolonialismus“ und andererseits die Weitung des Blicks der Regionalgeschichte auf globale Zusammenhänge dabei helfen können, Diskriminierung und Rassismus abzubauen.

„Geschichte für heute“ – (inter)kulturelle Bezüge in der Regionalgeschichtsbildung als Identitätsangebot für (junge) Bürger_innen

Die Überlegung, auf Geschichte zurückzugreifen, um Menschen für einen kritischen Blick auf gegenwärtige gesellschaftliche Verhältnisse und eigene Einstellungen und Verhaltensweisen empfänglich zu machen, ist nicht neu. Sie ist in Diskussionen über historisch-politische Bildung oder Erinnerungspolitik immer wieder behandelt worden. Der für Deutschland zu Recht zentrale Gegenstand historisch-politischer Bildung sind Holocaust und Nationalsozialismus. Die Aufklärung über und das Wachhalten der Erinnerung an die damit verbundenen Verbrechen ist – unter dem Vorzeichen einer Wiederverbreitung auch nur einzelner Elemente dieser menschenverachtenden Ideologie in Gegenwart und Zukunft unbedingt zu vermeiden – zentraler Gegenstand nicht nur der Schul- sondern auch der Erwachsenenbildung. Ziel historisch-politischer Bildung sollte es noch Anfang der 1990er sein, eine „kollektive Identität“ zuschaffen, die vor dem Hintergrund der negativen Identifikation mit der Zeit des Nationalsozialismus eine positive mit Demokratie und Pluralismus erwachsen lässt. (Etwa: „Wir Deutschen, also auch ich selbst, sind loyal mit dieser pluralistischen Gesellschaft und ich verteidige sie gegen totalitäre Strömungen.“) (vgl. Uffelmann 1994: 12, 18) In der pädagogischen

und erwachsenenbildnerischen Arbeit wird dabei auch auf lokale und regionale Orte des Erinnerns zurückgegriffen. Dies bietet den Lernenden einen „lebensgeschichtlichen Bezug“ (ebd.: 12). Einen Rahmen also, in dem es leichter fällt, die eigenen alltäglichen Einstellungen und Verhaltensweisen in Verbindung mit dem ‚Erinnern‘ an menschenverachtende Ereignisse am Heimatort zu bringen und sie ggf. zu hinterfragen und zu ändern (vgl. ebd.: 19).

Bernd Schönemann (2010) schließt an die Überlegungen Uffelmanns zur Bedeutung von Regionalgeschichte für die Ausbildung von Identität und Selbstverständnis von Menschen in der Gegenwart einerseits an. Er erkennt aber, dass seine Zielstellung einer pluralistischen und zugleich kollektiven, also gleichartigen Identität nicht mehr zeitgemäß ist:

„Unsere Welt steckt voller, konkurrierender Identitätsansprüche [...], die sich [...] nicht harmonisch integrieren lassen. Deshalb ist es sinnvoller, die Schülerinnen und Schüler dazu zu befähigen, heterogene, miteinander konkurrierende und konfligierende Identitäten [...] aus ihren jeweiligen Kontexten heraus zutreffend zu interpretieren, als ihnen Offerten kollektiver Identitäten zu unterbreiten.“ (Schönemann 2010: 10)

Diese Forderung an die didaktische Grundorientierung des Geschichtsunterrichts möchte ich kurz erläutern und zeigen, wie sie sich mit der nach einem ‚postkolonialen Geschichtslernen‘ verbinden lässt. Schönemann geht es

darum, zu zeigen, dass dem Erlernen von und Erinnern an Geschichte eine völlig andere Bedeutung zukommt als vor 20 bis 30 Jahren. In einer Einwanderungsgesellschaft helfe es nicht weiter, Lernenden mit und ohne migrantischem Hintergrund *ein Bild* von Europa, Deutschland bzw. einer Region zu vermitteln, mit dem diese sich *alle in gleicher Weise* verbunden fühlen können. Andererseits erlaube es aber (insbesondere) der Rahmen des Schullehplanes nicht in Klassen mit Lernenden aus einer Vielzahl von (Welt-)Regionen auf jede einzelne derart einzugehen, dass sie dem/r Schüler_in als bedeutendes Element der eigenen Identität zur Verfügung gestellt werden kann. Schönemanns Ausweg aus diesem Dilemma ist auch aus postkolonialer Sicht interessant: Denn was er im obigen Zitat fordert, steht der postkolonialen Vorstellung sehr nahe, wonach europäische Identität bis hinunter auf die regionale Ebene schon immer verflochten und heterogen war, weil sie mit vermeintlich ‚nicht-europäischen‘ Kulturen konkurrierte, in Konflikt stand oder sich an ihnen orientierte. Eine historisch-politische Bildung, die sich von den Erkenntnissen zum Postkolonialismus anleiten lässt, könnte die von Schönemann erkannten Defizite insofern füllen, als sie Teile der historischen Entwicklung der abendländischen Kultur nicht mehr als etwas aus sich selbst heraus Entstandenes begreift und den Lernenden somit als quasi verpflichtendes Identitätsangebot vorsetzt (überspitzt ausgedrückt: „Wenn du dich damit nicht identifizierst, gehörst du nicht zu uns“). Vielmehr ginge es einer postkolonialen Geschichtsdidaktik darum, Lernenden zu ver-

mitteln, dass das, was sie möglicherweise für selbstverständlich halten, immer im Wechselverhältnis zu anderen entsteht, durch (möglicherweise rassistisch begründete) Abgrenzung oder Bewunderung und Nachahmung. Schönemann formuliert es schließlich so: „[...] Identitäten sind dann nicht mehr Ziel, sondern nur noch *Thema und Gegenstand* historischen Lernens“ (*ebd., Hhg. im Original*). Abschließend möchte ich von diesen abstrakten Überlegungen wieder ein Stück abrücken und beispielhaft deutlich machen, wie sich eine solche postkoloniale Geschichtsdidaktik und Rassismusprävention praktisch äußern könnte und an welche bestehenden Kontexte sie in Leipzig anschließen kann.

Ein erster Schritt bestünde darin, vergessene Teile der Geschichte ‚auszugraben‘, indem eine Spurensuche nach Zeugnissen des historischen Rassismus in der Stadt stattfindet. Dabei wären einerseits noch immer sichtbare Bauwerke, Denkmäler etc. neu zu beschreiben, die gegenwärtig nicht auf problematische Elemente ihrer historischen Entstehung hinweisen. Beispiele dafür sind der Clara-Zetkin-Park und der Zoo Leipzig. Beides Orte, an denen an der Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert sog. „Völkerschauen“ stattfanden, bei denen Menschen aus Kolonien in Afrika ‚ausgestellt‘ und entwürdigt wurden. Die Stadtrundgänge der AG Postkolonial Leipzig, in deren Kontext auch diese Broschüre entstanden ist, bieten seit etwa zwei Jahren die Möglichkeit, einen kritischen Blick auf einige dieser Orte zu lenken. Andererseits ist es vorstellbar, konkrete Geschichten (jetzt im erzählerischen Sinne) zu rekonstruieren,

die davon berichten, wie in der Epoche des Kolonialismus in Leipzig über Menschen gesprochen und mit ihnen umgegangen wurde, die in Afrika oder Asien lebten und die vereinzelt nach Leipzig kamen. Welche Konsequenzen hatte das für diese Menschen und die in Europa geborenen Leipziger_innen? Archive von Tageszeitungen, private Tagebücher oder städtische Dokumente im Stadtarchiv bergen gewiss zahlreiche Beispiele, die, anschaulich machen können, welche Parallelen zwischen den ‚Geschichten von damals‘ und heutigen Ereignissen bzw. Vorurteilen bestehen. Durch zeitliche und persönliche Distanz fällt es schließlich leichter zu erkennen, welche Bedeutung rassistische Diskriminierung in Alltagssituationen für die Selbstwahrnehmung der Bürger_innenschaft der Stadt damals hatte. Ohne die historischen Beispiele mit der Gegenwart gleichzusetzen, könnte von diesen Geschichten auf aktuelle Probleme und Diskussionen in der Stadt übergeleitet werden, um auf darin enthaltene kolonialistisch-rassistische Argumente hinzuweisen und um zu zeigen, dass viele dieser Vorurteile auf Ängste vor dem Verlust „kollektiver Identität“ zurückzuführen sind. Eben diese Form von Identität ist allerdings für eine Bürger_innenschaft, die „an einer interkulturellen Lebenswelt partizipiert“ (siehe Zitat oben), nicht mehr zeitgemäß.

Es besteht ein lebhaftes Netzwerk lokaler Geschichtsinitiativen samt Vortrags- und Ausflugsangeboten, die die Leipziger_innen nutzen, um in einer Stadt zu leben, mit der sie sich nicht nur zeitgenössisch, sondern auch rückblickend verbunden fühlen können. Je-

doch: Das Inhaltsverzeichnis des Jahrbuchs des Leipziger Geschichtsvereins seit 1999 weist keinen einzigen Titel/Aufsatz auf, der Kolonialgeschichte und koloniale Spuren in Leipzig thematisiert.⁶ Es findet sich das Thema „jüdisches Leben“ und der Holocaust im Spektrum der Veröffentlichungen. Einen Rückblick auf sonstige historische Erscheinungsformen des Rassismus sucht man dagegen vergebens. Auch die Veranstaltungen des Vereins geben keine Gelegenheiten, sich vor historischem Hintergrund mit den gegenwärtigen Diskriminierungsformen in der Stadt auseinanderzusetzen.⁷ Hier wäre das Aufgreifen der oben genannten Ideen auf jeden Fall wünschenswert. Auch im Leipziger Museum für Stadtgeschichte sucht man vergeblich nach Ausstellungen oder einzelnen Exponaten, die die Verwobenheit der Stadt mit dem Kolonialismus und dem ihm zugrundeliegenden Rassismus kritisch aufarbeiten. Anlass dazu hätte die Dauerausstellung „Moderne Zeiten“ durchaus gegeben. Leider findet sich nicht einmal für die Zeit der aktiven Kolonialpolitik des Kaiserreichs ein Verweis, in welcher Weisesekoloniales und rassistisches Denken bereits in dieser Zeit „eine der blühendsten Großstädte des Deutschen Reiches“ prägte.⁸ Abgesehen von dieser Lücke einer erinnerungspolitischen Bearbeitung von Kolonialismus/Rassismus gibt es in Leipzig dennoch aktuell diverse lokale Bezugnahmen auf das nicht-europäische ‚Morgenland‘. So erschien im Hamouda-Verlag erst kürzlich (2013) ein Buch mit dem Titel „Orientalisches Leipzig: Orte, Menschen, Bauwerke, Institutionen“. Dort allerdings dominieren positive Bezüge auf den

pädagogische Aspekte

sog. „Orient“, anstatt einen Vergleich zu ziehen zwischen dem historischen Umgang mit den unter diesem Begriff zusammengefassten Gesellschaften und Kulturen und dem heutigen Umgang mit Menschen, die aus den arabischen Ländern nach Leipzig ziehen. Gleiches gilt für einen im Gewandhaus geplanten Themenabend unter dem Titel „Orientalische Nacht Leipzig“.⁹

Scheinbar tun sich die Stadthistoriker_innen, Museolog_innen und stadthistorisch ausgerichteten Kurator_innen etwas schwer, das

beliebte Bild einer aufstrebenden Stadt Leipzig, das nur durch totalitäre oder autokratische Regime Eintrübungen erfahren hat, insgesamt in Frage zu stellen. Nichtsdestotrotz täuscht es sicherlich nicht, wenn man Ideen postkolonialer Geschichtsdidaktik zunächst einmal in der Antirassismus- und Antidiskriminierungsarbeit mehr Chancen einräumt. Beispielsweise bieten die Dienstleistungen des Antidiskriminierungsbüro Sachsen in vielerlei Hinsicht Anknüpfungspotenzial.

FÜßNOTEN

6 http://www.leipziger-geschichtsverein.de/CMS/downloads/Stadtgeschichte_Inhalt_uebersicht.pdf

7 http://www.leipziger-geschichtsverein.de/CMS/index.php?PROGRAMM:Veranstaltungen_2013

8 Online Katalog der Ausstellung: http://stadtmuseum-leipzig.de/site_deutsch/sammlungen/objektdatenbank/themen.html

9 <http://www.orientalische-nacht-leipzig.de>

LITERATUR

Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (2002): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt M.

Jung, Burkard (2006): Rede des Oberbürgermeisters der Stadt Leipzig, Burkhard Jung, anlässlich seiner Verpflichtung und Vereidigung im Stadtrat am 17.05.2006 (abrufbar unter: <http://www.burkhardjung.de/?p=355>, zuletzt aufgerufen am 24.11.2013)

Kommunale Gesamtstrategie des LAP Leipzig (<http://www.aktionsplan-leipzig.de/files/v-ds-996-text.pdf>, S. 9f., zuletzt aufgerufen am 24.11.2013)

Schönemann, Bernd (2010): Lernpotenziale der Regionalgeschichte, in: Geschichte für heute. Zeitschrift für historisch-politische Bildung, Jg. 3, Heft 2; S. 5 – 16.

Stock, Kristina (2010): Orientalisches Leipzig: Orte, Menschen, Bauwerke, Institutionen, Leipzig.

Uffermann, Uwe (1994): Identitätsbildung und Geschichtsdidaktik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B41/94, S. 12 - 20.

Verdammt lang her?

*Koloniale Spuren in Leipzig.
Ein mediengestütztes Projekt zur
Historischen Bildung*

Christoph Marx
Hendrik Domrös

Dialog aus dem Film „(Post)Koloniale Orte Leipzigs“:

Interviewer: Hallo, waren sie denn schon mal in diesem Zoo hier?

„Ja, wir sind regelmäßig Gast. Wir haben auch eine Jahreskarte.“

I: Und wie finden Sie denn den Zoo?

„Also es ist für mich der schönste Zoo, den ich kenne, weil man da ohne Probleme den ganzen Tag verbringen kann ... man kann auch zwei Tage am Stück und man hat immer noch nicht alles gesehen. Das ist das, was mir am besten gefällt.“

I: Wussten Sie, dass zur Gründerzeit, also als der Zoo gegründet wurde, dort auch Menschen ausgestellt worden?

(nachdenklich) „Nein.“

I: Und wie finden Sie das?

„Ähm, wie soll ich das finden, ja, ich find's nicht toll. Also, man stellt sich vor, wenn man selber der Mensch wäre, der ausgestellt werden würde, man würde es nicht toll finden.“

I: Denken Sie, dass das heute noch moralisch richtig ist?

„Es macht heutzutage keiner mehr, hoffentlich. Nicht in Deutschland ... (lachen) ... nicht in Europa ... Macht das noch jemand?“

Diese und andere Fragen haben sich Leipziger Jugendliche und Erwachsene im Rahmen des Projekts „Verdammt lang her? Kolonialismus aus historischer und aktueller Perspektive am

Beispiel Leipzigs“ gestellt. Und sie sind auf die Suche nach Antworten gegangen, Antworten auf Fragen sowohl nach aktueller Relevanz von Kolonialismus und geschichtlichen Bezügen, zu Traditionen und Brüchen als auch nach spezifischer Geschichte im persönlichen Umfeld. Einige Antworten wurden gefunden. Sie sind erhellend, verstörend und mahnend zugleich.

Die Projektidee wurde vom Landesfilmdienst Sachsen für Jugend- und Erwachsenenbildung e.V. (LFD) entwickelt, konzipiert und mit materieller Unterstützung der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ) ab März 2012 umgesetzt. Der LFD ist seit 1990 als Träger der freien Jugendhilfe sachsenweit auf dem Gebiet der Medienpädagogik tätig. Eines der zentralen Aufgabenfelder ist die politisch-historische Bildung. Seit der Gründung sind zahlreiche Vorhaben und Projekte erfolgreich auf kommunaler, regionaler sowie Landes- und Bundesebene durchgeführt worden, zum Beispiel Projekte zur Vermittlung interkultureller und demokratischer Kompetenzen, in den Bereichen der rassismus- und antisemitismuskritischen Bildung, der Antinaziarbeit¹ oder zur Erziehung nach Auschwitz.

Die Herausforderung einer (medien-)pädagogische Annäherung an den Kolonialismus und dessen Kontinuitäten in Leipzig stellte sich der Träger gern. Kooperation und Unterstützung erfuhr das Projekt dabei durch die AG Postkolonial des Vereins Engagierte Wissenschaft, die schon längere Zeit auf diesem Gebiet arbeitet. Dadurch konnte das Projekt „Verdammt lang her?“ auf einen reichen Er-

fahrungsschatz zurück greifen. Im Förderzeitraum wurden mehr als 20 Veranstaltungen durchgeführt, durch die etwa 270 Personen erreicht werden konnten. In den Workshops wurden, ausgehend von einer Analyse des Alltagsrassismus, der sich zum Beispiel in Sprache, öffentlichen Debatten oder politischen Handlungen äußert, mit Schüler_innen, Studierenden und Erwachsenen (post)koloniale Orte in Leipzig erkundet. Im Zuge dessen entstanden im Rahmen aktiver Medienarbeit ein Radiofeature („Koloniales Leipzig“) sowie ein Kurzfilm „(Post)Koloniale Orte in Leipzig“.

Wie können so unterschiedliche Ansätze und Handlungsziele wie aktive Medienarbeit, Erinnerungs- und Geschichtskultur und rassistisch-kritische Arbeit in einem Projekt für Jugendliche vereint werden? Grundlage der Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex Kolonialismus, Erinnerungskultur und Geschichtsbewusstsein waren Sensibilisierungs-Workshops. In diesen konnten sich die Teilnehmenden der Tatsache widmen, dass zum Beispiel die heutige massive globale Ungleichverteilung von Armut und Reichtum, von Bildungschancen oder dem Zugang zu medizinischer Versorgung und Lebensmitteln in vielen Teilen der Welt keine Zufälle, sondern direkte Auswirkungen des Kolonialismus sind. Ebenso erhielten die Teilnehmenden Einblicke in die Zusammenhänge zwischen Alltagsrassismus in unseren Gesellschaften und (deutschem) Kolonialismus. Diese Beziehung und deren aktuelle Bedeutung ist nach wie vor im öffentlichen Bewusstsein nicht präsent. Durch die Fokussierung auf das

Heute verstanden die Schüler_innen, dass die Auseinandersetzung mit Kolonialismus in ihrem Nahbereich, also in Leipzig, kein sinnloses Abarbeiten an der Vergangenheit, sondern Gewinn bringendes Betreiben und Verstehen von Geschichte ist – mit Blick auf eine Zukunft, in der das N-Wort nicht weiter in (Kinder-)Büchern erscheint und zweifelhafte Afrika-„Hakuna Matata“-Abende keinen Platz mehr in Zoologischen Gärten finden. Darüber hinaus war für die Teilnehmenden nicht nur die Perspektive der Erstellung eigener medialer Produkte wie Filme oder Hörspiele ein besonderer Motivationsschub. Mit dem Wissen, die eigene Produktion in einer interaktiven Stadtkarte online zu veröffentlichen, wurde ebenfalls das positive Gefühl bestärkt, tatsächlich etwas bewegen zu können.

Im Mittelpunkt der Arbeit mit einem aktiven handlungsorientierten medienpädagogischen Ansatz steht die individuelle Selbstwirksamkeit der Teilnehmenden. Das heißt vor allem, dass die Jugendlichen alle relevanten Entscheidungen eigenständig treffen. Sie beschließen, welches Medienformat sie produzieren wollen und welche koloniale Spuren Leipzigs darin Erwähnung finden. Sie organisieren die praktische Umsetzung selbstständig, recherchieren dem vorausgehend Fakten und Zusammenhänge und entscheiden selbstverantwortlich, welches inhaltliche (wie Quellen) und technische (wie Originaltöne) Material genutzt werden kann.

Konkret entwickelten die Jugendlichen im Projekt „Verdammt lang her?“ die Ideen für den Inhalt und mögliche Handlungsstränge,

die sie wiederum in Storyboards und Drehbüchern festhielten. Sie entschieden, wann, wo und in welcher Form Audio- bzw. Filmaufnahmen gemacht werden sollten. Unter Anleitung bedienten sie zudem die professionelle Technik eigenverantwortlich: von der Kameraführung über die Tonaufnahme bis zum Schneiden des Rohmaterials mit der entsprechenden Software. Die Schüler_innen handelten somit vom ersten bis zum letzten Produktionsschritt eigenständig. Obwohl im (medien-)pädagogischen Prozess die Produktorientierung nicht Ziel des Handelns ist, können die Schüler_innen sehr stolz auf die entstandenen Ergebnisse sein. Die Resultate sind auf der Webseite zum Projekt (<http://landesfilmDienst-sachsen.de>) im interaktiven Stadtplan einsehbar.

Aktive Medienarbeit vermag weit mehr als die Entwicklung von Medienkompetenz zu fördern. Denn in diesem Rahmen lernen die Jugendlichen interessengeleitet, bringen individuelle Stärken in die Gruppe ein und bestreiten die Herausforderungen der Medien-

produktion gemeinsam. Hierbei gelangen die Teilnehmenden rasch zur Erkenntnis, dass ein solcher Produktionsprozess nur im kollaborativen Arbeiten, also miteinander, erfolgreich gestaltet werden kann. Die Jugendlichen erkannten, dass sie alle unterschiedliche Stärken, Schwächen, Fähigkeiten und Interessen haben. Nur auf dieser Erkenntnis konnte ein Lernprozess mit Wertschätzung und Akzeptanz als Resultat generiert werden. Neben der Beförderung von Medienkompetenz durch die Aneignung von Fachwissen und technischer Praxis wurden im Rahmen der Projektarbeit darüber hinaus entscheidende Soft Skills gestärkt: die Förderung kommunikativer Kompetenzen, die lösungsorientierte Auseinandersetzung mit Problemen im demokratischen und gleichberechtigten Austausch oder die Unterstützung der Fähigkeiten, selbstwirksam und selbstreguliert handeln zu können.

Dadurch wird mit dem Projekt „Verdammt lang her?“ zum einen der hohe gesellschaftliche Wert einer solchen inhaltlich-praktischen

FÜßNOTEN

1 Bezeichnet die Vermittlung von Kompetenzen zur Auseinandersetzung mit neonazistischen Denk- und Verhaltensweisen. Hierzu zählt Empowerment pädagogischer Fachkräfte, die Beratung von Personen, die mit Neonazismus konfrontiert sind sowie die diesbezügliche Aufklärungs- und Bildungstätigkeit im schulischen wie außerschulischen Kontext.

Darüber hinaus beinhaltet die Konstruktion Antinaziarbeit eine bewusste Abgrenzung zum Begriff des Rechtsextremismus, welcher in diesem Zusammenhang die Ideologie dahinter bagatellisiert und dadurch die sogenannte Extremismusthese aufwertet.

pädagogische Aspekte

Arbeit offenbar. Geschichte dient in diesem Kontext nicht nur dem Selbstzweck, gesellschaftliche oder individuelle Vergangenheit zu erforschen. Vielmehr geht es um soziale Bildung, um das Erlernen von Kompetenzen, die es ermöglichen, moralisch und verantwortlich zu handeln und aktuellen gesellschaftlichen Diskriminierungstendenzen entgegenzuwirken. Damit wird ein Beitrag geleistet, Problembewusstsein für die Herausforderungen der Gegenwart zu schaffen, um darauf aufbauend zukünftige gesellschaftliche Verhältnisse besser und positiver zu gestalten. Zum anderen wird deutlich, dass die aktive und handlungsorientierte Arbeit mit Medien – nicht nur im historischen Kontext – einen Platz im Alltag von Schulen beanspruchen muss. Gerade der Geschichtsunterricht ist darauf angewiesen, seine Themen aus einer Gegenwartsrelevanz heraus zu bestimmen und Lehrangebote und Vermittlungsformen zu finden, die Schüler_innen in ihren Lebenswel-

ten abholen und somit Interesse wecken. Niemand kann ‚einfach‘ so aus der Vergangenheit lernen. Diese Prozesse müssen innovativ angestoßen werden. Medienpädagogische Ansätze sind hierfür bestens geeignet.

Durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg sind von Philosoph_innen und Wissenschaftler_innen zahlreiche moralische Imperative aufgestellt worden. Der Adornosche Imperativ², alles Handeln danach auszurichten, dass Auschwitz sich nicht wiederhole, muss Maxime jeden pädagogischen Agierens sein. Zentrale Errungenschaften und emanzipatorische Leistungen – wie die Festschreibung der Menschenrechte, die Anerkennung der grundsätzlichen Gleichwertigkeit aller Menschen oder die Ächtung des Krieges als legitimes Mittel der Politik – müssen verteidigt und immer wieder aufs Neue erstritten werden. Diesen Prozess zu sichern, ist Aufgabe der Vermittlung von Geschichte.

FÜßNOTEN

² Der Adornosche Imperativ ist kein (neuer) philosophischer Begriff (etwa vergleichbar mit dem Kant'schen kategorischen Imperativ), sondern hier eher als sprachliches Mittel zu verstehen. Jedoch ist er in der Dialektik der Aufklärung zumindest nach unserer Lesart, tatsächlich als Imperativ gemeint und wird auch in dieser Weise und Formulierung von verschiedenen Autor_innen genauso benutzt. Vgl. u.a. Grigat, Stephan (2006): Befreite Gesellschaft und Israel. Zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Israel, in Ders. (Hrsg.): Feindaufklärung und Reeducation. Kritische Theorie gegen Postnazismus und Islamismus, Freiburg: ca ira, S. 115-129.

AfrikaBilder - Rassismus im Kinderbuch

Eine Spurensuche

Gertrud Selzer

*Afrika ist schwarz. Afrika ist arm. Afrika ist un-
sprünglich. Afrika ist exotisch. Afrika ist un-
terentwickelt. Afrika leidet an Hunger; Krieg,
Korruption, Naturkatastrophen und ethni-
schen Konflikten. All das „wissen“ wir in Eu-
ropa über Afrika. Aber woher wissen wir dies
und warum glauben wir, dass es stimmt?
(Dr. Philippe Kersting, Aktion 3. Welt Saar)*

Edle ‚Wilde‘ oder Barbaren?

Im 18. Jahrhundert gab es in Europa Auseinandersetzungen darüber, ob die „neu entdeckten“ Völker Barbaren oder edle ‚Wilde‘ seien und ob sie zur Menschheit, einer ‚anderen‘ Menschheit oder gar zum Tierreich gehören. Dieser Gegensatz findet sich auch in der zu der Zeit entstandenen Kinderliteratur. In den ersten Reiseberichten werden die ‚Wilden‘ als schöne, wenn auch andersartige Menschen beschrieben (vgl. Häfner 1989), was letztlich eine Form von positivem Rassismus ist. Mit Beginn der deutschen Kolonialbestrebungen änderte sich die Bewertung grundsätzlich. 1885 erschien das Buch „Von der Schulbank nach Afrika: Irrfahrten zweier deutscher Knaben für die Jugend erzählt“ (Keil 1885). Die in dem Jugendbuch formulierten rassistischen Darstellungen dienten der Rechtfertigung des kolonialen Unterfangens und der Unterdrückung und Ausbeutung der Afrikaner_innen. Ein Höhepunkt der rassistischen Inszenierung von Andersartigkeit

und Minderwertigkeit war die Zurschaustellung der ‚Fremden‘ in Menagerien und Zoos.

Gegenstand der Kinder- und Jugendbücher aus dieser Epoche waren häufig Jagd und Tiere sowie unzählige Abenteuergeschichten, oft von deutschen Kolonialmilitärs geschrieben. Die Reiseberichte der „Afrikaforscher“ Henry Morton Stanley und Hermann von Wissmann wurden ebenfalls in gekürzten Jugendausgaben veröffentlicht, samt ihrer Kannibalismus-Fantasien. Selbiger Wissmann hatte die Deutsch-Ostafrikanische Ausstellung um 1897 in Leipzig mitkonzipiert. Viele Jugendbuchautoren, wie z.B. auch der vielgelesene Carl Falkenhorst, bezogen sich auf diese Reiseberichte, da sie nie selbst in Afrika gewesen sind. Mit ihren Büchern stärkten sie den „Aufbau eines kolonialen Bewusstseins“ (Christadler 1978: 36). Die sogenannte Traktatliteratur diente der Darstellung der missionarischen Arbeit und der Erziehung zur Mission. In ihr werden die Menschen aus Afrika meist als unmündige Kinder dargestellt, die es zu retten gilt. So wird in „Peter und sein schwarzer Bruder Karl“ das afrikanische Kind Karl durch ein Gebet von Peter zum Christen (vgl. Schomerus 1914).

Im Jahr 1893 wehrten sich die Nama unter Hendrick Witbooi gegen die Herrschaft der Deutschen in Südwestafrika. Höhepunkt der Widerstandsbewegung ist der Herero-Befreiungskampf unter Samuel Maharero (Morenga) 1904. Von etwa 80.000 Herero überlebten nur knapp 15.000 die blutige deutsche Repression. Dieser gezielte Vernichtungskrieg wur-

Heia Safari

de Gegenstand von Abenteuerbüchern und glorifiziert. Der Jugendroman „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ (*Frenssen 1906*) startete mit einer Auflage von 44.000 Exemplaren und steigerte die Auflage bis Ende des 1. Weltkriegs auf ein halbe Million und war damit eines der meist gelesenen Jugendbücher der Kaiserzeit. Ein norddeutscher Handwerkersohn meldet sich darin als Freiwilliger um mit den deutschen Truppen gegen die „Aufständigen“ in Südwestafrika zu ziehen.

„Diese Schwarzen haben vor Gott und den Menschen den Tod verdient, nicht weil sie die 200 Farmer ermordet haben und gegen uns aufgestanden sind, sondern weil sie keine Häuser gebaut und keine Brunnen gegraben haben (...). Gott hat uns hier siegen lassen, weil wir die Edleren und Vorwärtsstrebenden sind.“ (*Frenssen 1906: 200*)

Besonders verachtenswert und abstoßend erscheinen ihm die afrikanischen Frauen. Afrika war in den Siedlerromanen das Land der großen Abenteuer und Freiheit, insbesondere für deutsche Frauen. Es versprach eine Flucht aus dem engen sozialen und patriarchalen Korsett in Europa. So sollte die koloniale Kinderliteratur Frauen und Mädchen für die Kolonien werben. Zu dieser staatlich gewünschten Kolonialpropaganda gehörten die sogenannten Heftchenromane sowie koloniale Werbebildchen. Diese Kolonialsammelbildchen trugen zur Herausbildung von Bildstereotypen bei, die bis heute bestehen (*Zeller 2008*).

Im 1. Weltkrieg blieb Afrika mit seinen zur Repression nach Innen geschaffenen Armeen ein Nebenkriegsschauplatz. Doch die Kämpfe in Ostafrika zogen sich bis 1918 hin. General Paul von Lettow-Vorbeck, Kommandeur der Schutztruppen in Ostafrika, wurde zu Lebzeiten ein Mythos. Seinem so genannten Durchhaltekrieg fielen ca. eine halbe Million Menschen, überwiegend aus der Zivilbevölkerung, zum Opfer. Er schrieb für die deutsche Jugend ein Buch „Heia Safari – Deutschlands Kampf in Ostafrika“ - in erster Linie ein Kriegsbericht und eine Propagandaschrift gegen England. Das Buch, welches bei Koehler & Amelang in Leipzig verlegt wurde, war in Deutschland sehr weit verbreitet und erschien bis 1952 in neun Auflagen (*Lettow-Vorbeck 1920*).

Auch nach dem 1. Weltkrieg warben Kinderbücher für die Wiedereroberung der Kolonien. So wurde zum Beispiel Heia Safari in die Grundliste für Schülerbüchereien aufgenommen. Weit verbreitet waren Bücher von Else Steups Wiete (*Wiete 1936; 1938*). Im ersten Band erzählt sie von einem Mädchen, das in einer deutschen Kolonialschule ausgebildet wird, um im Ausland Deutschland zu repräsentieren.

„Man musste sich vor allem seines Volkstums bewusst sein und bleiben, gerade dann am allermeisten, wenn man ins Ausland gehen wollte, damit man nicht im fremden Volkstum unterginge und schließlich weder Fisch noch Vogel war.

Was einem das eigene Volk gab, das musste man in sich wachsen und entwickeln lassen und unverlierbar festhalten, damit man es später weiter geben konnte. Die Worte Volksgemeinschaft, Volksverbundenheit bekamen einen höheren Sinn für sie.“ (*Wiete 1936: 193*)

In Band zwei lebt Wiete dann bei Farmern in Deutsch-Südwest und in Deutsch-Ostafrika. Das Buch wirbt genau wie „Mädels im Tropenhelm“ (*Diel 1942*) für den deutschen kolonialen Gedanken. In 88 Einzelheften erschien von 1940 bis 1942 die Kolonialbücherei „Erlebnisse und Abenteuer tapferer, wagemutiger Deutscher in unseren Kolonien, in fernem Ländern und auf fernen Meeren“. Ziel all solcher Bücher ist die Rückgewinnung der Kolonien. Sie waren angesiedelt im national-rechten Milieu der Weimarer Republik, das den Versailler Vertrag und die dort festgelegte Rückgabe der Kolonien niemals akzeptierte.

BRD: Alte Geschichten

In der Bundesrepublik wurden die alten Expeditionsberichte wieder und wieder aufgelegt. Das Buch „Der Schatz des Halim Pascha“ (*Mader 1954*) ist eine gekürzte Fassung des Buches „Ophir“, welches 1911 erschienen ist. Friedrich Wilhelm Mader ergreift in seinen Büchern klar Partei für die Buren mit deutschem Migrationshintergrund und vermittelt die nationalistisch-imperialistischen Ideen

des deutschen Kaiserreiches (*Mader 1961*). Für die 50er Jahre ist Ilse Friedrich zu nennen. In „Mädchen im Tropenhelm“ schreibt sie noch 1953 von Deutsch-Ostafrika (*Friedrich 1953*) während in „Alle Tage Afrika“ drei Weiße jugendliche Helden spannende Jagden mit einem Großwildjäger erleben (*Friedrich 1954*). Der Ravensburger Verlag veröffentlichte eine „Lebendige Geographie“, in der es heißt:

„Am Süzipfel von Afrika haben Europäer ein Stück Land gefunden, in dem es kühl genug ist, dass sie dort angenehm leben und arbeiten können. [...] Aber der größte Teil Afrikas bleibt heiß und schläfrig. Europäer haben verschiedene Teile des Landes in Besitz genommen. Aber sie konnten Afrika nicht ändern. Es ist immer noch ein Land, indem viele Menschen genauso leben, wie ihre Stämme seit zahllosen Jahren gelebt haben, ohne sich um die Veränderungen und Fortschritte in der übrigen Welt zu kümmern.“ (*Werner 1962: 40*)

Die Ethnologin Brigitta Benzing hat fast alle Bücher, die zwischen 1967 und 1977 erschienen sind, untersucht (*Benzing 1978*). In einem Drittel kommen keine Afrikaner_innen vor, das Interesse ist nur auf die Tierwelt gerichtet. Zumeist ist Afrika Kulisse für Abenteuer der Weißen. Nur in einem Achtel der Bücher stehen afrikanische Held_innen im Mittelpunkt. Auch in der neueren Literatur gibt es neben vielen positiven Beispielen immer noch viele Werke, die genau in Benzings

Schema passen, auch wenn die rassistischen Anleihen verdeckter sind.

Zusammenfassend kann man mit dem Politikwissenschaftler Jörg Becker sagen, dass die Darstellung der sogenannten 3. Welt im bundesdeutschen Kinder- und Jugendbuch bis Ende der 1960er Jahre rassistisch und eurozentristisch war. In einzelnen Beispielen sogar darüber hinaus. Becker veröffentlichte 1977 eine umfassende Studie zu dieser Thematik (*Becker 1977*): Angehörige nicht industrieller Kulturen nehmen konstant untergeordnete oder dienende Positionen ein und werden nach einem europäischen Wertesystem beurteilt.

Becker hat auf verschiedene Syndrome des Rassismus hingewiesen (*Becker 1981*). Das Vermeidungssyndrom kennzeichnet Bücher, die die 3. Welt lediglich als exotische Kulisse erscheinen lassen, in der gesellschaftliche Konflikte nicht thematisiert werden. Beim Abenteuersyndrom begegnen uns ‚Weiße‘ nur als Held_innen. Das Defizitsyndrom sagt aus, dass die Wertmaßstäbe der Weißen Gesellschaft noch nicht erreicht sind. Und das Harmonisierungssyndrom verkürzt und verniedlicht politische Konflikte auf eine private Ebene. Jörg Beckers Theorie der Syndrome, von denen ich hier nur einige erwähnte, eignet sich sehr gut, um aktuelle Kinder- und Jugendbücher zu überprüfen und zu bewerten, weil er damit ein Instrumentarium präsentiert, um den Zusammenhang zwischen den Erzählmustern und dem Blick der Autor_innen auf andere Kulturen und Menschen darzulegen.

Unter dem Namen „Kinderbuchfonds Baobab“

veröffentlichen die „Erklärung von Bern“ und „terres des hommes Schweiz“ alle zwei Jahre die Broschüre „Fremde Welten – Verzeichnis empfehlenswerter Kinder- und Jugendliteratur“. Kodjo Attikpoe zeigt in seiner Studie über die Bücher von 1980 bis 1999 wie ausdauernd sich Klischees auch in Titel von Verlagen halten, die für engagierte Arbeit im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur bekannt sind. (*Attikpoe 2003*)

DDR: Bemüht

Die Kinder- und Jugendliteratur der DDR hatte sich sehr schnell zu einem eigenständigen Zweig der deutschsprachigen Literatur entwickelt (*Dolle-Weinkauff 1990*). Insbesondere aufgrund des kulturpolitischen Umfeldes, welches wenige Jahre nach dem zweiten Weltkrieg günstige Impulse gab, waren die Bedingungen besser als in der BRD. Für viele Schriftsteller_innen, die aus der Emigration zurückkehrten, waren humanistische und sozialistische Ideale prägend. Das Buch „Ulle Bams wunderbare Reise um die Erde“ (*Willroda 1949*) wirkt sehr konstruiert, aber es ist ein Versuch, Hunger und Kolonialismus zu erklären. Die Arbeit mit Kinderbüchern wurde 1956 Bestandteil des Deutschunterrichts. So erklärte der damalige Kulturminister der DDR, Johannes R. Becher:

„Vom Deutschunterricht und von den Büchern, welche die Kinder zum lesen

erhalten, hängt es wesentlich ab, in welcher Richtung ihr literarischer Geschmack sich entwickelt, ihr politisches Urteil, ihr Menschsein, ihr Menschlichkeit.“ (*Emmrich 1979: 13*)

Der Lesekanon umfasste auch ein Buch zum Thema Afrika: Ludwig Renns „N* Nobi“, später änderte sich der Titel in „Nobi“ (*Renn 1955*). Held des Buches ist Nobi aus dem Kameruner Grasland.

Ende der 1950er Jahre gab es vermehrt Auseinandersetzungen mit der Abenteuerliteratur. Als problematisch wurde beispielsweise die Tradition von Karl May empfunden, dessen Weltbild regressiv, entwicklungsfeindlich und von kulturpessimistischen Zügen beherrscht sei und gleichzeitig den deutschen ‚Übermenschen‘ propagiere (*Emmrich: 34f.*). In diesem Kontext ist insbesondere Götz Richter zu nennen, der seine Bücher als sozialistische Alternative zu imperialistischen Autoren sah. Schon 1954 setzte er sich abgrenzend von Karl May für eine „Abenteuerliteratur neuer Qualität“ ein. (*Emmrich: 202*). Von besonderer Bedeutung ist seine Savvy Trilogie (*Richter 1955-63*), ein dreiteiliger, typischer Entwicklungsroman. Der Held ist Anfangs etwas naiv, entwickelt sich dann und tritt in den antikolonialen Kampf ein. In Richters Büchern sind Menschen aus Afrika die Held_innen und Subjekte sozialer Kämpfe. Mit „Sturm über Südwestafrika“ erschien 1962 ein kritisches Buch über den Hererokrieg (*May 1962*). Bücher mit afrikanischen Märchen oder traditionellen Motiven waren in der DDR sehr verbreitet (*Joswiakowski 1962 und Dadié*

1975). 1984 erschien mit „Labyrinth im Koko-Veld“ auch ein Buch mit einem Weißen Helden über den Kampf der Swapo in Namibia (*Beetz 1984*).

Unser „Wissen“ über Afrika

Aktuelle Kinder- und Jugendbücher lassen sich ebenso wie die so genannten „Afrika Projekte“ in KITAS und Schulen schnell mit einem einfachen Frageraster erschließen: Wer sind die Held_innen - Leute, die im Land leben oder bilden Einheimische nur eine exotische Kulisse für Weiße Hauptdarsteller_innen?

Wie wird Afrika dargestellt? - Reduziert auf Hunger, Not, Elend, Tiere und Hütten? Immerhin lebt die Mehrzahl der Bewohner_innen in Städten und hat Handys.

Sind die Illustrationen klischeehaft oder haben die dargestellten Menschen individuelle Gesichtszüge? - Werden Menschen anderer Kulturen pauschal als gut oder schlecht dargestellt?

In unserem aktuellen „Wissen“ über Afrika spiegeln sich die eigenen Denk- und Deutungsmuster, die stark von der Kolonialzeit geprägt sind. Schließlich braucht Europa ein unterentwickeltes Afrika, um sich selbst als entwickelt zu sehen. Oder welches afrikanische Land hat ein Ministerium zur Entwicklung von Europa?

LITERATUR

- Attikpoe**, Kodjo (2003): Von der Stereotypisierung zur Wahrnehmung des ‚Anderen‘. Zum Bild der Schwarzafrikaner in neueren deutschsprachigen Kinder und Jugendbüchern (1980-1999), Frankfurt am Main
- Auslandsorganisation** der NSDAP, des Oberkommandos der Kriegsmarine und des Reichsbunds Deutscher Seegelung (Hrsg.) (1940-1942): Kolonialbücherei
- Becker**, Jörg (1981): Argumentationsmuster von Rassismus in Jugendbüchern, in: Renschler Regula / Preiswerk Roy (Hrsg.) Das Gift der frühen Jahre; Rassismus in der Jugendliteratur. Basel: S. 69-74.
- Becker**, Jörg (1977): Alltäglicher Rassismus; Die afro-amerikanischen Rassenkonflikte im Kinder- und Jugendbuch der Bundesrepublik. Frankfurt am Main
- Beetz**, Dietmar (1984): Labyrinth im Kaoko-Veld. Berlin
- Benzing**, Brigitta (1978): Das Land war immer besser als die Leute; Afrika und Afrikaner im Kinder- und Jugendbuch, in: Becker, Jörg / Rauter, Rosemarie: Die Dritte Welt im deutschen Kinderbuch 1967-1977, Analysen und Katalog zu der Ausstellung während der 30. Frankfurter Buchmesse 1978. Wiesbaden: S. 58-89.
- Christadler**, Marieluise (1978): Jungdeutschland und Afrika; imperialistische Erziehung durch das Jugendbuch 1880 - 1940, in: Becker Jörg / Rauter Rosemarie: Die Dritte Welt im deutschen Kinderbuch 1967-1977, Analysen und Katalog zu der Ausstellung während der 30. Frankfurter Buchmesse 1978. Wiesbaden: S. 36-57.
- Emmrich**, Christian u.a. (1979): Literatur für Kinder und Jugendliche in der DDR. Berlin
- Diel**, Louise (1942): Mädels im Tropenhelm, Bibi Ndogo in Deutschost. Essen
- Frenssen**, Gustav (1906): Peter Moors Fahrt nach Südwest. Berlin
- Dolle-Weinkauff**, Bernd / Pletsch, Steffen (1990): Kinder- und Jugendliteratur der DDR, in: Wild, Reiner: Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur. Stuttgart: S. 372-401.
- Friedrich**, Ilse (1953): Mädchen im Tropenhelm. Reutlingen
- Friedrich**, Ilse (1954): Alle Tage Afrika. Stuttgart
- Häfner**, Ansgar (1989): Weites Land und ‚Edle Wilde‘, in: Mergener, Gottfried / Häfner Ansgar: Der Afrikaner im deutschen Kinder- und Jugendbuch. Hamburg: S. 39-51.
- Keil**, Robert Konrad (1885): Von der Schulbank nach Afrika: Irrfahrten zweier deutscher Knaben für die Jugend erzählt. Kreuznach
- Lettow-Vorbeck**, Paul von (1920): Heia Safari! Deutschlands Kampf in Ostafrika. Leipzig.
- Mader**, Friedrich Wilhelm (1954): Der Schatz des Halim Pascha. Berlin.
- Mader**, Friedrich Wilhelm (1961): Ins dunkle Afrika. Düsseldorf.
- May** Ferdinand (1962): Sturm über Südwest-Afrika. Berlin.
- Memmi**, Albert (1987): Rassismus. Frankfurt: S. 103, 164
- Renn**, Ludwig (1955): Der Neger Nobi. Berlin.
- Richter**, Götz R. (1955-1963): Savvy. Berlin.
- Schomerus**, Christoph (1914): Peter und sein schwarzer Bruder Karl. in: Heideblumen aus der Heidenwelt, 5, Hermannsburg.
- Steup**, Else (1936): Wiete will nach Afrika - ein Jungmädchenbuch. Berlin.
- Steup**, Else (1938): Wiete erlebt Afrika - Ein deutsches Mädchen bei deutschen Farmern. Berlin.
- Werner**, Elsa Jane (1962): Lebendige Geographie. Ravensburg.
- Willroda**, Georg (1949): Ulle Bams wundersame Reise um die Erde. Dresden.
- Zeller**, Joachim (2008): Bilderschule der Herrenmenschen; Koloniale Reklamesammelbilder. Berlin.



Metropole und banlieues

*Zur Wiederkehr und Gegenwart
kolonialer Ordnungen
in Frankreich*

Marcus Otto

Spuren der kolonialen Vergangenheit finden sich in Leipzig und anderen Städten nicht nur an solchen Orten, deren Bezug zum Kolonialismus relativ unmittelbar hervortritt, wie zoologischen Gärten, völkerkundlichen Museen oder (ehemaligen) Kolonialwarengeschäften. Vielmehr spiegelt sich häufig bereits in der sozialgeographischen Ordnung und Struktur moderner Großstädte wider, inwiefern auch die Gegenwart noch kolonial geprägt ist. Denn in der sozialgeographischen Ordnung von Städten und ihren unterschiedlichen Wohngebieten manifestieren sich soziale, kulturelle und herkunftsbezogene Segregationen, die wiederum unmittelbar mit Machtverhältnissen einhergehen. Während dies in deutschen Großstädten gegenwärtig vor allem unter Begriffen wie „Gentrifizierung“, „Ghettoisierung“ oder auch „Parallelgesellschaften“ in bestimmten privilegierten oder marginalisierten Stadtteilen mit einer entsprechenden Bevölkerung debattiert und problematisiert wird, verweist diese Problematik indes aus einer postkolonialen Perspektive darüber hinaus auch auf eine historisch bedingte und weiterhin gegenwärtige koloniale Dimension gesellschaftlicher Machtverhältnisse.

Allerdings werden solche gesellschaftlichen Machtverhältnisse und deren koloniale Dimension häufig erst in Konflikten und konkreten Ereignissen, zumeist massenmedial vermittelt, politisch sichtbar. Dies manifestiert sich bereits seit einiger Zeit nicht zuletzt auch in Frankreich in den wiederkehrenden Auseinandersetzungen in den sogenannten „banli-

eues“ (durchaus bezeichnend buchstäblich übersetzt in etwa: „Bannorte“), den mittlerweile vielfach problematisierten und berichtigten Vorstädten der französischen Metropolen, in denen vorwiegend Menschen mit „postkolonialem Migrationshintergrund“ bzw. familiären Bezügen zu den ehemaligen französischen Kolonien leben. Die gewaltsamen Konflikte im November 2005, als es ausgehend vom Tod zweier Jugendlicher auf der Flucht vor der Polizei zunächst in den *banlieues* von Paris und dann auch in den Vorstädten der meisten anderen französischen Großstädte wie z.B. Lyon zu gewaltsamen Protesten und Auseinandersetzungen zwischen Bewohnern und Polizei kam, waren zwar bei weitem nicht das erste Ereignis dieser Art, erlangten jedoch eine insbesondere massenmedial verbreitete und politisch fokussierte neuartige gesellschaftliche Resonanz in Frankreich und weit darüber hinaus. So wurde daraufhin beispielsweise in Deutschland vor allem politisch und sozialwissenschaftlich diskutiert, ob solche „Unruhen“ auch in deutschen Großstädten möglich oder wahrscheinlich seien oder ob sie einer besonders ausgeprägten postkolonial bedingten sozialgeographischen Segregation in Frankreich infolge einer im Vergleich weitaus stärker gegenwärtigen kolonialen Vergangenheit entstammten. Und die so genannten „city riots“ in London 2011 sind teilweise ebenfalls in einen solchen Zusammenhang mit kolonialer Vergangenheit und postkolonialer Immigration aus den ehemaligen Kolonien in die Metropole gestellt worden. Insgesamt sind solche Ereignisse und die entsprechenden

Blick nach Frankreich

gesellschaftlichen Konflikte sowohl in Großbritannien als auch insbesondere in Frankreich zuletzt immer wieder von Akteuren und Beobachtern gleichermaßen in einem (post)kolonialen Deutungsrahmen interpretiert worden.

Dazu gilt es zunächst zu verstehen, dass der Kolonialismus nicht nur eine territoriale Eroberung und Aneignung der Welt bedeutete, sondern zugleich mit einer räumlichen Aufteilung und weitgehend segregierten Besiedlung und sogenannten „Zivilisierung“ der Kolonien und ihrer Bevölkerung einherging. Dies galt in besonderem Maße für den französischen Kolonialismus, der anhand der monumentalen und präventiven Formel der so genannten „Zivilisierungsmission“ (*Costantini 1998*) das republikanische Selbstverständnis Frankreichs mit dem universalistischen Anspruch verband, die nicht-europäischen Kolonien zu „zivilisieren“. Mit seinen weltweiten Kolonien avancierte das metropolitane Frankreich demnach zum viel beschworenen „großen Frankreich“ als dem „wahren Frankreich“ (*Lebovics 1995*). Hierin wird besonders deutlich, inwiefern das kulturelle Selbstverständnis der imperialen Metropole mit den Kolonien verknüpft war. Der Kolonialismus ging dabei mit einer umfassenden Repräsentation und Teilung der Welt einher, die sich auch und gerade in der Metropole zeigte (*Willinsky 1998 u. Otto 2009*). In einer postkolonial inspirierten Anlehnung an Foucault lässt sich dies auch als eine koloniale „Ordnung des Diskurses“ (*Foucault 1977*) begreifen, die durch Prozeduren des Ein- und Ausschlusses so-

wie mittels strategischer Grenzziehungen zugleich ein Regime der Produktion und Reproduktion effektiven Wissens konstituiert hat. Die Unterscheidung zwischen Metropole und Kolonien stand dabei im diskursiven Zentrum dieser Ordnung und begründete eine effektive Aufteilung sowie eine überaus wirkmächtige und folgenreiche Segregation der Welt, die dieser kolonialen Ordnung des Diskurses inhärent war. Die koloniale Ordnung des Diskurses manifestierte sich nicht zuletzt in der exotisierenden Inszenierung, Musealisierung und buchstäblichen Ausstellung des kolonialen Anderen, wie sie exemplarisch und besonders monumental in den berühmten Kolonialausstellungen wie z.B. in der Kolonialausstellung in Paris 1931 in der Metropole erfolgten. Diese demonstrative Inszenierung der Kolonien in der Metropole diente vor allem dazu, den eigenen imperialen Herrschafts- und Überlegenheitsanspruch durch die Produktion und Verbreitung eines zutiefst rassistisch codierten effektiven Wissens über das dabei als primitiv inszenierte koloniale Andere zu begründen. In diesem grundlegenden Sinn basierte das koloniale Verhältnis nicht nur auf politischer, sondern auch und gerade auf „epistemischer“ Gewalt, d.h. unter anderem auf einer eurozentrischen Definitionsmacht und einer korrespondierenden hegemonialen Interpretation von Kultur, Zivilisation und Wissen überhaupt. Es war dann vor allem Frantz Fanon, der 1961 angesichts dieser kolonialen Ordnung der Gewalt und anlässlich des Unabhängigkeitskrieges in Algerien unter dem Titel „Die Verdammten dieser Erde“ dem europäischen Kolonialis-

Metropole und banlieues

mus dialektisch und paradigmatisch den gewaltsamen Kampf angesagt hat (*Fanon 1961*).

Mit der Dekolonisierung seit der Mitte des 20. Jahrhunderts erfuhr schließlich das koloniale Weltbild der asymmetrischen Repräsentation des kolonisierten Anderen, anhand dessen Ausschluss von der Zivilisation sich überhaupt erst der moderne (westliche) Universalismus begründet hat, eine tief greifende Umwertung. Denn dieses Ereignis bedeutete nicht nur eine Auflösung der ehemaligen Kolonialimperien, sondern vor allem auch eine Erschütterung und Herausforderung des vorläufigen kolonialen Weltbildes. Allerdings bedeutete dies nicht unbedingt das Ende der kolonialen Ordnung des Diskurses, sondern führte eher, wie im Folgenden veranschaulicht werden soll, zur Wiederkehr kolonialer Ordnungen in der ehemals imperialen Metropole. Mit dem programmatisch durch den französischen Demographen Alfred Sauvy 1952 erstmals so bezeichneten *Tiers Monde* („Dritte Welt“), der damit in einer expliziten Analogie zum Dritten Stand des vorrevolutionären *Ancien Régime* erschien, trat nicht nur eine neue Weltordnung zutage, die eine modernisierungstheoretisch neu begründete und neokoloniale Unterscheidung zwischen industrialisierten Metropolen und „unterentwickelter“ Peripherie konstituierte, sondern es ereignete sich darüber hinaus mit der Dekolonisierung eine umfassende Krise der kolonial geprägten Repräsentation selbst (*vgl. Li-auzu 1992: 444*). In diesem Zusammenhang stellte der Algerienkrieg (1954-1962) in Frankreich ein regelrechtes Fanal der Dekolonisie-

rung dar, das bis heute in der ehemals imperialen Metropole Frankreich eine drängende Herausforderung geblieben ist (*Shepard 2006*). Dementsprechend entzündeten sich dort seit den 1990er Jahren ausgehend von den erinnerungspolitischen Debatten um den Algerienkrieg weitergehende postkolonial artikuliert gesellschaftliche Auseinandersetzungen um Kolonialismus, Dekolonisierung, nationale Identität und postkoloniale Immigration. Die besondere Bedeutung Algeriens für das Selbstverständnis Frankreichs rührt nicht zuletzt daher, dass Algerien bis zu seiner Unabhängigkeit 1962 nicht bloß eine französische Kolonie war, sondern als einzige große so genannte Siedlungskolonie als ein integraler Bestandteil des französischen Territoriums gegolten hatte. Algerien verkörpert daher gleichsam paradigmatisch die wechselseitige Verflechtung und das bis in die Gegenwart reichende (post)koloniale Spannungsverhältnis zwischen der (ehemaligen) Metropole und ihren Kolonien.

Auf den ersten Blick scheint die imperiale Unterscheidung zwischen Metropole und Kolonien infolge der Dekolonisierung in den 1950ern und 1960ern indes an Bedeutung verloren zu haben. Allerdings zeigt sich seitdem die Wirkmächtigkeit dieser imperialen Unterscheidung insbesondere in Frankreich angesichts der so genannten „neuen“ postkolonialen Immigration aus den nunmehr ehemaligen Kolonien, vor allem eben aus Algerien. So erfolgte diese Immigration nach Frankreich innerhalb einer ausgeprägten Ordnung der Segregation, die die Unterscheidung zwischen

Metropole und Kolonien nunmehr innerhalb der Metropolen Frankreichs und vor allem in Paris wiederholte, indem die Immigrant_innen und ihre Nachfahren, die sogenannten „jeunes issues de l’immigration“, zunächst in die slumähnlichen „bidonvilles“ und anschließend in die symptomatisch so bezeichneten „banlieues“ an den sozialgeographisch effektiv ausgeschlossenen Rändern der Metropolen buchstäblich verbannt worden sind. Die soziale Frage verbindet sich hier paradigmatisch mit einer (post)kolonialen Frage. Und diese gegenwärtig wiederholte koloniale Ordnung der Segregation bedingt seitdem virulente gesellschaftliche Konflikte in Frankreich, die als Ausdruck einer *condition postcoloniale* beschrieben werden können. Dies manifestierte sich besonders spektakulär in den gewaltsamen Auseinandersetzungen in den *banlieues* im November 2005, als der damalige Innenminister Nicolas Sarkozy mittels eines Notstandsdekrets, das seinerzeit bereits in den Kolonien zur Aufrechterhaltung der kolonialen Ordnung angewendet worden war, den Ausnahmezustand erklären ließ und darüber hinaus äußerte, man müsse die Proteste mit dem „Kaercher“ beseitigen. Diese berüchtigte Aussage erscheint geradezu als zweifellos dumpfer popularisierter Ausdruck eines sozialhygienischen rassistischen Diskurses, wie er bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts inhärent mit dem Kolonialismus verflochten war.

Über diesen offensichtlichen Zusammenhang hinaus, wie er sich in den damals massenmedial fokussierten Ereignissen manifestierte, sind solche kolonialen Logiken und Ordnun-

gen in Frankreich allerdings gesellschaftlich tiefer verankert. So war es keineswegs zufällig, dass damals nicht nur Autos, sondern auch Schulen brannten. Denn ein zentraler Ort, an dem sich die *condition postcoloniale* sowie die inhärenten Widersprüche des spezifisch französischen, republikanisch legitimierten (kolonialen) Zivilisationsprojekts wie in einem Brennglas manifestieren und verdichten, ist die republikanische Institution der Schule, die ja einerseits aus den postkolonialen Subjekten der Immigration französische *citoyens* machen soll und andererseits die Kinder und Jugendlichen aus den *banlieues* effektiv ausschließt bzw. ihnen von vornherein marginalisierte Plätze in der Gesellschaft zuweist. In diesem institutionellen Kontext ereignete und wiederholte sich seit 1989 ebenfalls die so genannte „Kopftuchaffäre“ um das Kopftuchverbot an den Schulen, die gewissermaßen einen einschlägigen Topos und Imperativ der kolonialen Zivilisationsmission (insbesondere in Algerien) aktualisierte, der darin bestand, die (algerische) Frau zu entschleiern. Das 2010 erlassene Burkaverbot in der Öffentlichkeit entspricht sinnbildlich diesem Imperativ, und die darum ausgetragenen Konflikte werden in ihrer politischen Brisanz überhaupt erst vor diesem kolonialgeschichtlichen Hintergrund verständlich. Überhaupt wird daran deutlich, inwiefern diese gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen um die vielfach heraufbeschworene Gefahr des so genannten „Kommunitarismus“ sowie insbesondere um die Präsenz des Islams und die Bedrohung des Islamismus auch und gerade in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der postkoloni-

alen Herausforderung des zumindest residual noch universalistischen Selbstverständnisses der Republik Frankreich stehen. Im Kontrast etwa zur angelsächsischen Tradition gelten Multikulturalismus und Kommunitarismus, also die kulturelle, politische oder auch rechtliche Anerkennung unterschiedlicher kollektiver Identitäten, in Frankreich als grundsätzliche Bedrohung des republikanischen Universalismus. Daher stellt insbesondere der Begriff des Kommunitarismus ein polemisches Schlagwort dar, das den jeweiligen politischen Gegner bezichtigt, partikulare Wertvorstellungen und Gruppeninteressen über die Prinzipien der Republik zu stellen.

Schließlich wiederholt sich gegenwärtig in demjenigen politischen Diskurs, der eine „Entzivilisierung“ (*dé-civilisation*), also gewissermaßen einen Rückfall in eine vorkoloniale

Barbarei, in den so genannten Brennpunkten der *banlieues* und auch darüber hinaus in Frankreich diagnostiziert, das koloniale Denken der Zivilisationsmission, jedoch nunmehr weniger in einem republikanisch-universalistischen als vielmehr in einem eher reaktionären kulturpessimistischen Sinn. Allerdings bleibt auch jede „wohlwollende“ Politik, die die *banlieues* als gesellschaftliche Herausforderung und Aktionsfeld für sozial-, bildungs- und integrationspolitische Maßnahmen betrachtet, ebenfalls weitgehend einer kolonialen Perspektive der „Zivilisierung“ eines nunmehr vor allem problematischen Anderen verhaftet. Daher stellt sich dann umso mehr die Frage, inwiefern angesichts dieser wiederkehrenden und gegenwärtigen (post)kolonialen Ordnung des Diskurses überhaupt eine Dekolonisierung der Metropole Frankreich selbst möglich ist.

LITERATUR

- Costantini**, Dino (2008): *Mission civilisatrice. Le rôle de l'histoire coloniale dans la construction de l'identité politique française*, Paris: Editions La Découverte .
- Foucault**, Michel (1977): *Die Ordnung des Diskurses*. Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970, Frankfurt am Main: Ullstein.
- Frantz**, Fanon (1966): *Die Verdammten dieser Erde*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lebovics**, Herman (1995): *La „Vraie France“*. Les enjeux de l'identité culturelle 1900-1945, Paris: Belin.
- Liauzu**, Claude (1992): *Race et civilisation. L'autre dans la culture occidentale*, Paris: Syros/Alternatives.
- Otto**, Marcus (2009): *Dekolonisierung des Wissens? Schulbücher zwischen kolonialem Weltbild und postkolonialer Heterotopie*, in: Eckert. *Das Bulletin, Sonderheft „Postkolonialismus“*, 6, 2009.
- Otto**, Marcus (2011): *Das Subjekt der Nation in der condition postcoloniale. Krisen der Repräsentation und der Widerstreit postkolonialer Erinnerungspolitik in Frankreich*, in: Lendemains. *Etudes comparées sur la France*, Jg. 36, 144.
- Sauvy**, Alfred (1952): „Trois mondes – une planète“ in, *L'Observateur*, 14. August 1952.
- Shepard**, Todd (2006): *The Invention of Decolonization. The Algerian War and the remaking of France*, Ithaca: Cornell University Press.
- Weimann**, Robert (1997): *Ränder der Moderne. Repräsentation und Alterität im (post)kolonialen Diskurs*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Willinsky**, John (1998): *Learning to divide the world. Education at Empire's End*, Minneapolis: University of Minnesota Press.

Glossar

EingeboreneR

Der im Kontext des transatlantischen Sklavenhandels eingeführte Begriff dient zur pauschalen Bezeichnung der in den kolonisierten Gebieten lebenden Menschen. Die Verwendung des Begriffes ruft bis heute Bilder hervor, die das „Andere“ u.a. mit „Unzivilisiertheit“, „Barbarei“, „Heidentum“ und „Kannibalismus“ assoziieren. Gleichzeitig legt der Begriff nahe, dass die so Bezeichneten in den kolonisierten Gebieten lediglich „geboren“ sind, jedoch keine Rechtsansprüche auf das Gebiet geltend machen können. Daher vermeiden wir den Begriff in den Texten und ersetzen ihn in Zitaten ggf. durch das Wort „Einheimische“.

Zum Weiterlesen: Susan Arndt und Antje Hornscheidt (Hrsg.): *Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk.* Unrast: Münster 2009.

Ethnologie

Anthropology is the study of anybody shorter and darker than you. Dieser Vorwurf traf lange Zeit auf die Ethnologie zu, die sich früher als „Völkerkunde“ bezeichnete und sich die Erforschung „fremder Kulturen“ außerhalb Europas zur Aufgabe gemacht hatte. Als solche erfüllte sie auch im Kolonialismus wichtige Funktionen und war eng mit kolonialen Strukturen verbunden. Zum einen erleichterten die europäischen kolonialen Besitzungen den EthnologInnen den Zugang zum „Feld“. Zum anderen erhofften sich die Kolonialbehörden von den EthnologInnen Erkenntnisse und Informationen über die Kolonisierten zum Zweck der besseren Kontrolle.

Diese problematische Vergangenheit wurde in der Ethnologie lange Zeit kaum reflektiert und führte in den vergangenen Jahrzehnten zu heftiger Kritik sowohl innerhalb des Fachs selbst, als auch von VertreterInnen der postkolonialen Theorien. Mittlerweile haben vielfältige Diskussionsprozesse diesbezüglich eingesetzt, und allmählich wendet sich die Ethnologie auch Forschungsfeldern in der eigenen Gesellschaft zu. Dennoch hat ethnologische Forschung nach wie vor häufig exotistische Tendenzen.

Zum Weiterlesen: informationszentrum 3. welt (Hrsg.): *Die Spur des Fremden führt zum Eigenen. Beiträge zur Kritik der Ethnologie.* Freiburg 2001.

Im Fokus der Forschung – Die Ethnologie und ihr Objekt. *iz3w* Nr. 257, Nov./Dez. 2001.

Exotismus

„Exotisch“ bedeutet „ausländisch“ oder „fremdländisch, überseeisch“ und fand im Zeitalter der europäischen Aufklärung und des Kolonialismus Eingang ins Deutsche. Die Objekte der „Exotik“ waren daher vor allem die BewohnerInnen der damaligen Kolonien. Sie dienten Weißen EuropäerInnen als Projektionsfläche für eigene Wünsche und Sehnsüchte – wie etwa die Vorstellung, die Kolonisierten seien sexuell freizügiger und lebten „naturverbundener“. Diese wurden somit zu „edlen Wilden“ verkürt; gleichzeitig schrieben die EuropäerInnen ihnen auch etwas bedrohliches, unverständliches oder unkontrolliertes zu. Exotismus als „faszinierte Betrachtung des vermeintlich Fremden“ sagt somit viel weniger über die Beschriebenen aus als über die Beschreibenden.

Exotismus scheint zunächst nichts mit Rassismus zu tun zu haben: Exotismus betont scheinbar positive Aspekte der „Anderen“ und weckt Assoziationen wie Naturnähe, tropische Wärme oder Genuss; Rassismus hingegen wird mit Fremdenfeindlichkeit, Diskriminierung und Gewalt in Verbindung gebracht. Tatsächlich hängen Exotismus und Rassismus jedoch eng zusammen, da die eurozentrische Ästhetisierung und Sexualisierung der „Anderen“ implizit auch eine Abwertung in sich trägt. Zum einen transportieren exotistische Bilder immer auch Vorstellungen von Primitivität und „Unzivilisiertheit“. Zum anderen beziehen sie sich ausschließlich auf Menschen aus dem globalen Süden. Exotismus und Rassismus können somit als zwei Seiten derselben Medaille beschrieben werden.

Zum Weiterlesen: Danielzik, Chandra-Milena und Daniel Bendix: *Exotismus. „Get into the mystery ...“ der Verflechtung von Rassismus und Sexismus*

Diebold, Jan: *Exotik*, Oktober 2011

Imperialismus

Ganz allgemein bezeichnet Imperialismus das Bestreben einer Großmacht ihren politischen, militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Macht- und Einflussbereich immer weiter in andere (Welt-)Regionen auszuweiten. Der Begriff fasst folglich alle Kräfte und Aktivitäten zusammen, die zum Aufbau und zum Erhalt eines solchen Macht- und Herrschaftsbereichs beitragen. Imperialismus geht demnach über den Erwerb von Kolonien hinaus. Der Begriff wird besonders im Zusammenhang mit der Expansionsbewegung der europäischen Großmächte am Ende des

19./Anfang des 20. Jahrhunderts gebraucht (in deren Verlauf zahlreiche Kolonien gegründet wurden).

Zum Weiterlesen: Osterhammel, Jürgen: *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen.* C.H. Beck: München 1995.

Kolonialismus

ist eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über die Lebensführung der Kolonisierten durch eine kulturell andersartige und kaum anpassungswillige Minderheit der Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden.

Damit verbinden sich in der Neuzeit in der Regel sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen. Den verschiedenen Formen des Kolonialismus ist gemeinsam, dass sie Herrschaftssysteme sind, die auf physischer, militärischer, epistemologischer und ideologischer Gewalt beruhen und durch Kultur- oder „Rasse“-Diskurse legitimiert werden (*Castro Varela/Dhawan 2005, 13*)

Zum Weiterlesen: Osterhammel, Jürgen: *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen.* C.H. Beck: München 1995.

Castro Varela, María do Mar / Dhawan, Nikita: *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung.* transcript Verlag: Bielefeld 2005.

Kolonialrevisionismus

ist der Versuch oder das Verlangen eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kolonisierten

und Kolonisierenden wieder herzustellen. Die deutsche Kolonialgeschichte endete mit dem Versailler Vertrag zwar als Realgeschichte, jedoch nicht als fortgeführtes Wunschdenken. Schon unmittelbar nach Verlust der Kolonien bekundete die Weimarer Nationalversammlung ihre kolonialrevisionistischen Gedanken. Mit 414 gegen sieben Stimmen legten die Abgeordneten Protest gegen Artikel 119 des Versailler Vertrages¹ ein und forderten die „Wiedereinsetzung Deutschlands in seine kolonialen Rechte“. Auch im weiteren Verlauf pochte eine kleine, aber gut organisierte Gruppe von KolonialrevisionistInnen auf einen (Rück-)Erwerb der ehemals deutschen Kolonien als Siedlungsräume, Rohstoff- und Absatzmärkte. Sie verstand es, die Kolonialfrage in der Diskussion um die internationale Wiederanerkennung Deutschlands nutzbar zu machen. Bis in die 40er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde bei vielen die Hoffnung geschürt, die ehemaligen Kolonien wieder in Besitz nehmen zu können. 1943 beendete der im Auftrag Hitlers erlassene Befehl des Leiters der NSDAP-Parteikanzlei, Martin Bormann, jegliche deutschen Bestrebungen auf kolonialen Gebiet. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges flammte die „koloniale Sehnsucht“ erneut auf, wurde mit der Unabhängigkeit vieler Staaten Afrikas in den 1960er Jahren wiederum gedämpft. Doch noch heute kann man die Spuren und Folgen eines beständigen kolonialrevisionistischen Gedankengutes erkennen.

(1) Wortlaut: „Deutschland verzichtet zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte auf alle seine Rechte und Ansprüche in bezug auf seine überseeischen Besitzungen.“

Zum Weiterlesen: Van Laak, Dirk 2005: Deutschland in Afrika. Der Kolonialismus und seine Nachwirkungen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ 04/2005)

Osterhammel, Jürgen: Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen. C.H. Beck: München 1995.

„Neger“

Der Begriff hielt mit dem Aufkommen der Rassentheorien im 19. Jahrhundert Einzug in die deutsche Sprache und impliziert bis heute eine herablassende Sicht auf Menschen dunkler Hautfarbe. Er beinhaltet eine Vielzahl rassistischer und eurozentrischer Stereotype: Unterlegenheit, Viktimisierung (Darstellung als Opfer bzw. als schwach), Infantilisierung (Zum-Kind-Machen), Triebhaftigkeit und Naturhaftigkeit, insbesondere die übertriebene Darstellung von Sexualität, Kulturlosigkeit. Wir verzichten auf das Ausschreiben des Wortes, da der Begriff in seiner Verwendung bis heute die ideologischen Vorstellungen, Denkmuster und Hierarchien der Zeit der Sklaverei und des Kolonialismus beinhaltet. Zudem lehnen wir die Verwendung des Wortes in zusammengesetzten Wörtern und Redewendungen ab. Der Gebrauch des Begriffs ist rassistisch, abwertend, reduzierend und diskriminierend. Zahlreiche Sprichwörter, die im Deutschen bis heute gebräuchlich sind, zeugen vom Einfluss dieser abwertenden Konzepte (Kunst, Lebensmittelbranche). Mit einer unkritischen Verwendung des Wortes werden bis heute diese rassistischen Stereotype transportiert. Rassismus wird durch den Gebrauch des Begriffes kontinuierlich sprachlich hergestellt, der diskriminierende Gehalt und die kolonialistisch geprägte Bedeutungsgeschichte kommen dadurch bis heute

zum Ausdruck. Die sprachliche Auseinandersetzung mit Begriffen des Rassismus ist keine bloße Haarspalterei: Das eigene sprachliche Handeln muss hinterfragt werden, da es reale Konsequenzen hat; Rassismus wird auch durch Sprache produziert und wirkt durch sie.

Zum Weiterlesen: www.derbraunemob.info dort: „Warum nicht“ (pdf-Datei, 349 kB)

Susan Arndt und Antje Hornscheidt (Hrsg.): Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Unrast: Münster 2009.

Panafrikanismus

Panafrikanismus ist eine Bewegung, welche die Einheit aller Menschen afrikanischer Herkunft als gleichberechtigt anerkannte WeltbürgerInnen – befreit von jeglicher rassistischer, kolonialer oder imperialer Unterdrückung – anstrebt. Das Konzept hat seinen Ursprung in der Diaspora Amerikas und der Karibik. Der Beginn der Bewegung kann auf das Jahr 1900 datiert werden, als die erste Panafrikanische Konferenz in London mit TeilnehmerInnen überwiegend aus Nordamerika, Großbritannien und von den karibischen Inseln, aber auch mit einigen wenigen Teilnehmenden aus Afrika eröffnet wurde. Nach 1945 wurden auf dem 5. Panafrikanischen Kongress in Manchester die Forderungen nach Gleichbehandlung und gegen Diskriminierung durch den Ruf nach Unabhängigkeit der afrikanischen Kolonien ergänzt. Neben einer stärkeren politischen Ausrichtung konzentrierte sich die Bewegung so zunehmend auf den afrikanischen Kontinent.

Panafrikanismus ist nicht nur eine gesellschaftspolitische Weltanschauung, sondern

umschließt eine Bandbreite von religiösen, politischen und kulturellen Kräften, die sich auf verschiedenste Weise für gleiche Rechte der Schwarzen Menschen einsetzen. Die dahinterliegende Vorstellung einer Einheit durch geteilte, leidvolle Erfahrung von Sklaverei, Kolonialismus, Rassismus und alltäglicher Diskriminierung ist dieser Bewegung gemein.

Zum Weiterlesen: Legum, Colin: Pan-Africanism. A short Political Guide. Frederick A. Praeger: New York 1962.

Meyns, Peter: Panafrikanismus. In: Hofmeier, Rolf und Andreas Mahler (Hrsg.): Kleines Afrika Lexikon. Beck: München 2004, 229 – 230.

Postkolonialismus

bezeichnet rein von der Wortbedeutung her die Zeit nach dem Kolonialismus. Dies kann durchaus kritisch gesehen werden, da der Kolonialismus keine abgeschlossene Epoche darstellt, sondern bis in die Gegenwart wirkt. Genau diese verzweigte Machtsystem thematisieren postkoloniale Theorien und ihre Vertreter_innen. Sie gehen davon aus, dass die kolonisierten, aber auch die kolonisierenden Gesellschaften dadurch geprägt sind, z.B. im Hinblick auf die Wahrnehmung von Anderen, Wissensproduktion, was gesagt oder nicht gesagt wird etc. Das Ziel von postkolonialen Theorien und Theoretiker_innen besteht darin, das Verschwiegene, Nicht-Gesagte zur Geltung zu bringen, immer mitzudenken, wer von welcher Position aus spricht und darauf hinzuweisen, dass eine neutrale, objektive Wissenschaft gar nicht existieren kann.

Wichtige Vertreter_innen sind Edward Said, der 1978 in seinem Buch „Orientalism“ her

ausstellt, wie der Orient durch Projektionen westlicher Orientexpert_innen erst „gemacht“ wurde. Nämlich als „unzivilisierten“ Kontrast zum „zivilisierten“ Westen. Dies diente auch als Legitimation von Kolonialherrschaft und Machtausübung. Solche Bilder wirken auch heute fort – z.B. in orientalistischen Klischees und antimuslimischen Ressentiments. Eine weitere wichtige Theoretikerin ist Gayatri Spivak. Sie veröffentlichte 1988 den Essay „Can the subaltern speak?“. Spivak meint mit dem Begriff „Subalterne“ ausgebeutete und unterdrückte Menschen und stellt in dem Essay die Frage, wie diese Menschen überhaupt Gehör finden können im öffentlichen Diskurs. Homi K. Bhabha kritisiert Saids Ansatz zweier gegensätzlichen „Parteien“ (Kolonisierte gegen Kolonisierte_innen) und versteht die kolonialen Beziehungen komplexer und aufgeladener.

So lenkt Bhabha in der Beschäftigung mit Texten von postkolonialen Autor_innen, wie Toni Morrison, Salman Rushdie u.a. die Aufmerksamkeit auf den Zwischenraum, also einen Ort, wo sich Unterschiede, Überlappungen entstehen können und ein dauerndes Aushandeln von Andersheit/Fremdheit stattfindet.

Rasse

Der Begriff „Rasse“ lässt sich zum einen aus dem arabischen Wort *raz* (= Kopf, Anführer, Ursprung) ableiten, zum anderen kann er aus dem lateinischen Wort für Wurzel *radix* stammen. Im 15. Jahrhundert benutzte man ihn zunächst in Bezug auf Adelsfamilien und Pferdezucht. Im Zuge der christlichen Wiederer-

oberung (Reconquista) der von den Mauren ab 711 eroberten Gebiete der iberischen Halbinsel gewann der Begriff eine neue Bedeutung und wurde zur Unterscheidung von ChristInnen und NichtchristInnen angewandt. Die Merkmalsunterscheidungen bezogen sich also nicht mehr nur auf die Abstammung aus einer edlen Familie – den Abstand zum niederen Volk –, sondern integrierten weitere (sichtbare und unsichtbare) Kennzeichen, wie Religion, Kultur und Herkunft. Im 18. Jahrhundert beginnt die systematische Verwendung des Begriffs vor dem Hintergrund der biologischen Klassifizierung von Menschen, mit der Annahme einer vermeintlichen „Naturordnung“, an deren Spitze die Weißen EuropäerInnen stehen. In der menschenverachtenden Ideologie des Nationalsozialismus wird „Rasse“ zum Kriterium der Bestimmung und Auslöschung unwürdigen Lebens.

Rassismus

Rassismus ist eine Ideologie, die die Überhöhung des Eigenen durch Diffamierung und Ausgrenzung des Anderen und sogenannten Fremden vollzieht und nachhaltig das politische Denken der Moderne beeinflusste.

Doch bereits in der Antike gab Aristoteles der Überlegenheit der griechischen „Völker“ die theoretische Basis, wenn er die BarbarInnen, also alle NichtgriechInnen, als zur Sklaverei geboren beschreibt. Im Zuge der in Spanien betriebenen christlichen Wiedereroberung (Reconquista) war die Verfolgung aller NichtchristInnen ab dem 13. Jahrhundert logische Konsequenz. Neben Pogromen und der Inquisition waren Zwangsbekehrungen eines der

Mittel, um die Rechristianisierung und Neuordnung Spaniens zu erreichen. Problematisch war für die neuen HerrscherInnen, dass eine Differenz zwischen äußerlich gelebtem Glauben und „wahrer“ innerer Identität bestehen könnte. So benötigten sie Instrumente, um die verstecktesten Formen nichtchristlicher (zumeist jüdischer) Zugehörigkeit offen legen zu können, auch noch Generationen nach dem Übertritt zum Christentum. So tritt die Abstammung als zentrales Zugehörigkeitsmerkmal auf den Plan und wird zur Kategorie des Ausschlusses.

Die „rassische“ Unterscheidung von Menschen war ein maßgebliches Argument für die Kolonisierungsbestrebungen der letzten 500 Jahre. Eine angenommene Überlegenheit gegenüber den Eroberten rechtfertigte die oftmals brutale Expansionspolitik. Heute bezeichnet der Begriff die mit Macht praktizierte Diskriminierung von Menschen aufgrund einer hierarchischen Einteilung nach bestimmten Merkmalen. Von diesen Kennzeichen wird auf individuelle Fähigkeiten, Eigenschaften

und Verhaltensweisen geschlossen. Den so konstruierten Gruppen werden auf diese Weise verschiedene Wertigkeiten zugeordnet – in der Regel der eigenen Gruppe eine höhere, der Fremdgruppe eine niedrigere.

Zum Weiterlesen: Antidiskriminierungsbüro (ADB) Sachsen (Hrsg.): Rassismus in Sachsen. Aktuelle Perspektiven. Leipzig 2010.

Terkessidis, Mark: Psychologie des Rassismus. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden 1998.

Geulen, Christian: Geschichte des Rassismus. C.H. Beck: München 2007.

Schwarz / Weiß

Die Begriffe Schwarz/Weiß schreiben wir auch in adjektivischer Verwendung groß, um die kulturelle und soziale Komponente in der Verwendung zu markieren. Die Wörter verweisen nicht auf die Hautfarbe, sondern darauf, dass Schwarze Menschen diskriminiert werden, während Weiße von Privilegien profitieren.

Zum Weiterlesen: „Warum nicht“ (pdf-Datei, 349 kB)

Impressum

Redaktion und Herausgabe

Tobias Roscher, Karolin Reinhold,
Stefan Kausch

Lektorat

Natascha Bing, Sarah Lempp, Silvia Beckert,
Karolin Reinhold, Tobias Roscher

Layout und Satz

Susanne Wurlitzer
312 - Arbeitsgemeinschaft für Gestaltung und
Codierung (www.dreieinszwo.de)

© 2013

Rosa-Luxemburg-Stiftung
Harkortstraße 10
04107 Leipzig

ISBN: 978-3-00-044607-8

..: **ENGAGIERTE
WISSENSCHAFT E.V.**


**ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG
SACHSEN e.V.**

AG Leipzig · postkolonial